

BRÖ

Die Freunde des Mindestlohns

Ein wenig Mindestlohnwahlkampf soll der LSAP den fehlenden Indexwahlkampf ersetzen – auch wenn ihr Verhältnis zum Mindestlohn fragwürdig bleibt

Une société de cour

Au Luxembourg, la position sociale et politique des Big Four avec leur darwinisme interne paraît extraordinairement enflée

Charly und die Mobilitätskette

Einst fuhren Straßenbahnen und Schmalspurzüge durch die Hauptstadt, das Eisenbahnnetz war doppelt so groß wie heute. War alles besser, und was wurde daraus?

Foto: Sven Becker

Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#49 64. Jahrgang 8. Dezember 2017



5 453000 174663



4,00€

Vor 100 Jahren fuhren Straßenbahnen, Schmalspurzüge schnauften durch die Hauptstadt, und das Eisenbahnnetz war doppelt so groß wie heute. War damals alles besser, und was wurde daraus?

Charly und die Mobilitätskette

Peter Feist

Éppes lass Am Sonntag heißt es „Good Morning Mobilitéit“. Dann werden am Vormittag mit viel Prominenz die Tram, die Standseilbahn zwischen Kirchberg und Pfaffenthal und der Peripheriebahnhof Howald offiziell eingeweiht. Am Nachmittag ist an der Seilbahnstation hinter der Roten Brücke Winter-Wonderland-Party mit Eisskulpturen, DJs und Feuerwerk. In der Luxemburger Oberstadt sind die Geschäfte geöffnet. „Da wird ganz viel los sein in der Stadt, das lohnt sich“, versprach DP-Bürgermeisterin Lydie Polfer vergangenen Freitag auf einer großen Pressekonferenz. Und erklärte: „Der Hauptnutzen der Tram wird die Entlastung des Stadtzentrums sein.“ Dass sie das einmal ganz anders sah und zwei Gelenkbusse aneinander koppeln ließ, um zu zeigen, dass die dasselbe könnten wie ein „Zuch duersch d'Nei Avenue“, erzählt sie heute nicht mehr. Das ist 18 Jahre her. Damals, im Superwahljahr 1999, wollte die DP in die Regierung und in der Hauptstadt die stärkste Kraft bleiben, und machte Wahlkampf gegen das Regionaltram-Konzept BTB von LSAP-Transportministerin Mady Delvaux-Stehres.

Ab Sonntag geht aber nicht nur eine Menge neuer Infrastrukturen in Betrieb. Es beginnt auch das Experiment, wie die Leute das neue Angebot annehmen. Die Tram, die Seilbahn, die Peripheriebahnhöfe, von denen Howald der erste ist, und die „Pôles d'échange“ an den Messehallen und an der Place de l'Europe sind der Einstieg in eine Mobilität, die mehr Umstiege verlangt. Im Transportministerium ist man sich bewusst, dass das nicht ganz selbstverständlich ist. In Zukunft aber soll landesweit an solchen Polen organisiert umgestiegen werden. Sei es zwischen Zug und Bus, zwischen Bus und Bus oder auf ein Car-sharing-Auto oder ein Fahrrad.

Sorgen ums Netz Erschweren könnte die Umgewohnung auf Umstiege, dass die Infrastruktur noch nicht immer ausreicht. Die Seilbahn zwischen Pfaf-

Der exzessive Ausbau des Bahnnetzes ab den 1880-er Jahren half, die Konzentration armer Proletarier in den Städten im Süden zu verlangsamen

fenthal und Roter Brücke etwa ist vorläufig nur für aus dem Norden im Zug Anreisende ein gutes Angebot, um schnell auf den Kirchberg zu kommen. Für sie soll die Reisezeit sich drastisch verkürzen. Die CFL rechnen vor, wer von Ettelbrück zum Kirchberg will und heute im Zug bis Luxemburg Hauptbahnhof fährt und weiter im Bus, benötige 47 Minuten – ohne Staus in der Stadt. Im Zug bis zum neuen Haltepunkt Pfaffenthal und weiter per Standseilbahn dagegen sei das in 25 Minuten zu schaffen und Staus kann es unterwegs keine geben. Doch ehe auch aus anderen Richtungen Züge nach Pfaffenthal „durchgebunden“ werden können, muss der Luxemburger Hauptbahnhof um zwei Bahnsteige erweitert werden. Das wird sich noch bis 2019 hinziehen. Bis dahin wird aus Richtung Belval und Esch/Alzette sowie Longwy und Rodingen je ein Zug pro Stunde in Pfaffenthal anhalten. Diese Züge werden zu den beiden neuen „Transversallinien“ Belval-Uffingen und Longwy-Mersch gehören. Dass sie reibungslos rollen werden, hoffen die CFL natürlich, aber sicher ist es nicht: Der Transportminister klagte vergangene Woche, „weil wir noch nicht genug Netzausbau haben“, seien derzeit „weniger als 90 Prozent der Züge pünktlich“. Soll heißen: Neun von zehn Zügen können bis zu fünf Minuten Verspätung haben, der zehnte Zug hat

noch mehr. Als die CFL vor zwei Jahrzehnten schon einmal ihre Linien zum „Takt '98“ verbanden, führte das zu so vielen Verspätungen, dass das Experiment nach drei Jahren im Sommer 2001 sang- und klanglos abgebrochen wurde. Damals war das Netz zwar leicht schlechter beschaffen als heute, aber es gab auf jeden Fall weniger Baustellen und auch weniger Zugverkehr. Denn allein in den letzten sieben Jahren wuchs die Passagierzahl der Bahn um 60 Prozent. Viel besser wird es erst, wenn die Netzausbauten abgeschlossen sind und vor allem die neue Strecke Luxemburg-Bettemburg bestehen wird. Das dauert noch fünf Jahre.

142 Jahre Tram Dabei ist die Frage, wie das ganze Land und nicht zuletzt die Hauptstadt am besten verkehrsmäßig erschlossen werden sollte, schon gut 150 Jahre alt. Weil am Sonntag das erste Stück Tram-Linie zwischen Messehallen und Roter Brücke in Betrieb geht, erinnerten die Zeitungen diese Woche daran, dass in Luxemburg-Stadt schon ab Februar 1875 eine Straßenbahn fuhr, bis 1908 von Pferden gezogen, danach elektrisch. Ab 1927 fuhren aber auch im Süden Straßenbahnen. Das interkommunale Bus-Syndikat Tice heißt ausgeschrieben noch immer „Tramways intercommunaux du canton d'Esch“, weil es bis 1956 Tram-Züge von Düdelingen über Esch bis nach Rodingen fahren ließ und von Esch über das Käler Poteau nach Rümelingen. Das Tice-Tramnetz war 53,7 Kilometer lang, das der „Tramways de la Ville de Luxembourg“ erreichte 1937 seine größte Ausdehnung mit zwölf Linien auf 31,2 Kilometern. 1932 beförderten die *Stater* Straßenbahnen 7,8 Millionen Passagiere.

Aber nicht nur haben hierzulande Straßenbahnen bereits eine Geschichte, die endete, als am 5. September 1964 die letzte Tram der Linie 10 vom Luxemburger Hauptbahnhof über Beggen nach Walferdingen fuhr. Bemerkenswert ist auch, dass um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert das Eisenbahnnetz mit mehr als 500 Kilometern Gesamtlänge ungefähr doppelt so umfangreich war wie das der CFL heute mit 275 Kilometern, und dass es damals bezogen auf das kleine Land zu den dichtesten der Welt zählte. Die 1946 gegründeten CFL hielten in ihrem Geschäftsbericht 1948 fest, ihr Netz aus Haupt- und Nebenbahnen sei Ende 1947 knapp 393 Kilometer lang gewesen. Wozu man noch neun Schmalspurstrecken hinzuzählen muss. Vor allem die 46 Kilometer lange Verbindung zwischen Luxemburg-Stadt und Echternach und die 27 Kilometer von der Hauptstadt über Mondorf nach Remich. Wie die größeren Bahnlinien entstanden auch die meisten Schmalspurstrecken bis spätestens 1904. Eine Karte des Netzes von 1939 erweckt den Anschein, damals habe in jedem größeren Dorf ein Zug gehalten. Hört man den Transportminister heute sagen, „wir haben noch nicht genug Netzausbau“, könnte man meinen, vor 80 Jahren sei die Lage besser gewesen.

Ganz falsch ist das nicht. Zwar lässt der Bedarf nach Mobilität von Menschen und dem Transport von Gütern von damals sich schwerlich mit dem von heute vergleichen. Der Wirtschaftshistoriker Charles Barthel kommt in einem Aufsatz für das 2009 erschienene Buch von CFL und Nachhaltigkeitsministerium zu *150 Joer Eisebunn zu Lëtzebuerg, 1859-2009* aber zu dem Schluss, der exzessive Netzausbau auch aufs Land ab den 1880-er Jahren habe die Konzentration armer Proletarier in den Industriestädten im Süden verlangsamt. Viele Arbeiter blieben im Zentrum oder sogar im Norden wohnen und nahmen täglich den Zug zur Arbeit. Fast könnte man das für einen gut ausgelegten *service public* halten.

Abenteurer Fast. Bei Charles Barthel ist auch nachzulesen, wie wenig planvoll vor allem jene Bahnlinien angelegt wurden, die keine Hauptstrecken waren. In den 1850-er Jahren vergab die Regierung erste Konzessionen für Bahnverbindungen nach Arlon, Thionville und zur preußischen Grenze hinter Waserbilg und Weiswampach. Das geschah aus Sorge, Luxemburg könnte vom aufstrebenden Bahnverkehr im Ausland „umfahren“ werden, diese Bahnstrecken konnte man für durchdacht halten. Die ersten Züge hierzulande rollten 1859 vom gerade eröffneten Bahnhof Luxemburg aus nach Arlon und Thionville.



Der 1903 erbaute Pont Adolphe mit Gleisen für Tram und Charly. Undatiertes Foto von Gusty Muller

Das Kapital zum Bahnstreckenbau aber kam nicht aus Luxemburg, sondern sollte von Investoren aus dem Ausland geliefert werden. Die Regierung winkte dazu nicht nur mit Staatsgarantien für den Fall, der Bau werde zu teuer und der Bahnbetrieb nicht rentabel, sondern auch mit Rohstoff-Anrechten aus Eisenerzlagern, Steinbrüchen und auf verschiedene andere Bodenschätze. So kam es, dass die ersten Investoren Finanz-Abenteurer aus Frankreich und Belgien waren und die großen Strecken und ihr Betrieb bis ins 20. Jahrhundert hinein in den Händen zweier privater Unternehmen verblieben, der Wilhelm-Luxemburg-Eisenbahngesellschaft und der Prinz-Heinrich-Eisenbahngesellschaft. Und: Wegen der Vergabe von Rohstoff-Anrechten bis hin zum Recht auf Verhüttung einer bestimmten Menge Eisenerz an die Konzessionäre schien der Eisenbahnbau die Staatskasse kaum etwas zu kosten. So dass die Abgeordnetenkammer in den 1880-er Jahren die Regierung überzeugte, Schienenwege beinahe überall hin anzulegen, sei eine Frage von „Verteilungsrechtigkeit“ und werde den Leuten gefallen – worauf die Regierung Konzessionen zum Bau kleinerer Linien vergab, der Staat aber auch selber Schmalspurbahnen baute.

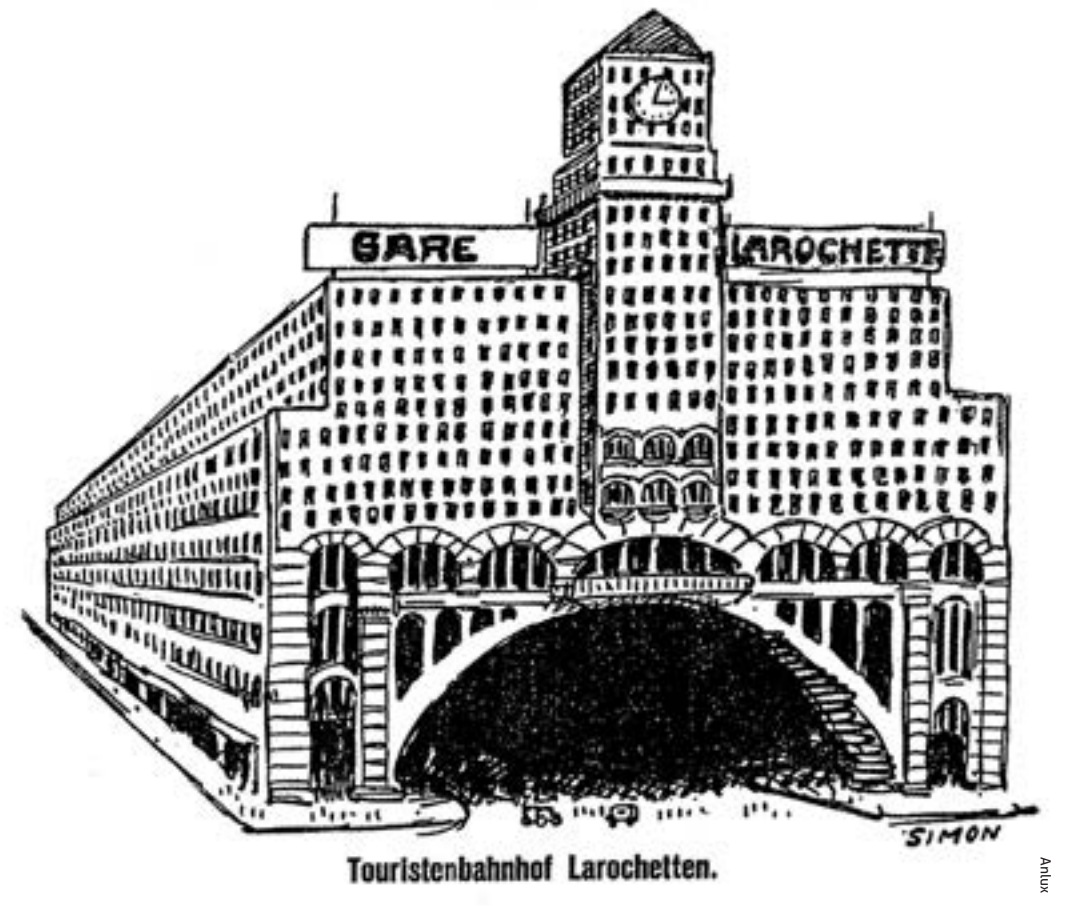
Womöglich war der teils durch die Gier der Investoren nach Subventionen und Rohstoff-Anrechten, teils durch politischen Opportunismus angetriebene Netzausbau der Grund dafür, dass die CFL, nachdem sie 1946 alles übernommen hatten, massiv Strecken zu schließen begannen, angefangen mit

den 150 Kilometern Schmalspurbahn. Investitionen in den Erhalt aller Strecken waren nach dem Ersten Weltkrieg weitgehend ausgeblieben, während der Nazi-Besatzung auch, und rentabel waren vor allem die kleinen Strecken nie: Die Schmalspurbahn von Luxemburg-Stadt nach Echternach zum Beispiel ging 1904 in Betrieb, aber bis 1914 deckten die Einnahmen gerade die Betriebskosten, obwohl die Rückfahrkarte in der Dritten Klasse 3,50 Franken kostete. Für einen Arbeiter, der damals vier bis fünf Franken am Tag verdiente, war das eine Menge Geld. Der Erste Weltkrieg und die galoppierende Inflation machten die kleinen Bahnen endgültig defizitär.

Von Charly zu BTB Dass das erst so stark ausgebaut Netz ab 1948 drastisch geschrumpft wurde, trug wesentlich dazu bei, dass der Straßenverkehr seinen Siegszug antreten konnte. Ein Hinweis darauf, wie die politischen Entscheidungen zum Bau der Schmalspurbahnen getroffen wurden, ist es womöglich, dass Charly nach Echternach das Luxemburger Stadtzentrum durchquerte und Jhangeli nach Remich durch Bonneweg fuhr, wo es sogar einen Bahnhof für ihn gab. Die Schmalspurzüge durch die Stadt kamen dem „Bus-Tram-Bunn-Projekt“ (BTB) durchaus nahe, das Ende der 1990-er Jahre als „Regionalbahn“ gedacht war: Mit derselben Spurbreite wie klassische Züge versehen, sollte die „Regional-Trams“ vom CFL-Netz abzweigen. In der Hauptstadt sollten sie über die Avenue de la Liberté, den Pont Adolphe und den Boulevard Royal weiter nach Limpertsberg und auf den Kirchberg fahren. Außer-



Elektrische Straßenbahnen am Bahnhofsvorplatz der Hauptstadt. Undatiertes Foto von Jean Proess



Karikatur (1929) von Albert Simon über den exzessiven Ausbau der Bahn in die Dörfer



Zwischen Messehallen und Roter Brücke werden Tram-Züge schon seit Monaten probegefahren. Bis Ende Januar ist die Benutzung der Straßenbahn gratis

dem über Gasperich und Hollerich bis zum Campus Geesseknäppchen, und vom Bahnhof Dommeldingen aus sollte eine Tunnelverbindung mit ziemlicher Steigung hinauf zum Kirchberg angelegt werden.

120 Jahre vor dem BTB-Projekt hatten in Luxemburg-Stadt Gemeindepolitiker, Geschäftsleute, aber auch Bürger immer wieder verlangt, in der Oberstadt einen zweiten Bahnhof zu schaffen: Der Hauptbahnhof erschien zu weit entfernt. Die Inbetriebnahme der Straßenbahn 1875 entschärfte diese Forderungen nur kurz, vielleicht weil sie eine Pferde-*-Tram* war und das 33 Jahre bleiben sollte. Die Regierung ließ in den 1880-er und 1890-er Jahren mehrere Lösungen für einen Bahnhofsbau in der Oberstadt und Limpertsberg prüfen, verwarf sie aber alle und soll eigentlich nicht an einem zweiten Bahnhof interessiert gewesen sein: Der hätte zu viel Fläche verbraucht, die damals im öffentlichen Besitz war und die lieber ausländischen Investoren zum Bau von Villen angeboten werden sollte. Als dagegen 1904 die Schmalspurbahn nach Echternach in Betrieb ging, der 1903 fertiggestellte Pont Adolphe die Gleise für Charly und ab 1908 auch die der elektrischen Straßenbahn aufnahm, ließ, so die Historiker, Bahnhof und Oberstadt gut genug untereinander erreichbar erscheinen und half, die Stadt, die nach der Schleifung der Festung jahrzehntelang nach einer Bestimmung gesucht hatte, als Pol zu konsolidieren, an dem Entscheidungen getroffen wurden, während vor allem im Süden gearbeitet wurde.

Die Tram und die Leute Als am 12. Juni 1954 der letzte Charly nach Echternach schnaufte, sei das keinem Journalisten eine Notiz wert gewesen und sogar in den Zeitungen der Eisenbahnergewerkschaften unerwähnt geblieben, schrieb der Eisenbahnhistoriker Ed Federmeier in *Ons Stad* (Nr. 56/1997). Dagegen sei, als ab 1951 eine Tram-Linie nach der anderen stillgelegt wurde, „jedes Mal ein Stadtviertelstest gefeiert worden und man traf sich in Cafés, um dem Tram-Personal zu danken“, erzählte der Leiter des Hollericher Straßenbahnmuseums, Romain Rech, am Dienstag dieser Woche dem *Quotidien*. Das beweise, dass die Tram „in den Augen der Leute etwas zählte“. Politische Opposition gegen die Stilllegungen habe es aber so gut wie keine gegeben: Die Infrastruktur war derart vernachlässigt, dass das Ende der Tram für unvermeidlich gehalten wurde.

Ob die Straßenbahn in den Augen der Leute in den 1950-er Jahren mehr zählte als die Schmalspurbahn, die die Stadt durchquerte, und ob das schon daran lag, dass Charly ein Zug war, oder mehr daran, dass eine Dampflokomotive ihn zog, ist ungewiss. Gewiss ist, dass sich in den 1920-er Jahren Bürgerprotest gegen die Dampfzüge erhob, Stadtverwaltung und Staat 1924 abmachten, Charly ab Hauptbahnhof mit elektrischen Zügen fahren und die Passagiere in Dommeldingen auf Dampfzüge umsteigen zu lassen. Das blieb so bis zur Nazi-Besatzung, als Strom gespart werden sollte und wieder mit Dampf gefahren wurde. Weil die in Bonneweg abgestellten Elektrozüge 1944 bei einem Luftangriff der Alliierten zerstört wurden und nach dem Krieg der Gemeinde Luxemburg das Geld fehlte, um sie zu ersetzen, fuhr Charly bis zu seinem Ende 1954 weiter unter Dampf und blieb den Leuten vermutlich als das „feuer- und rauchspeiende Ungetüm“ in Erinnerung, als das es das *Luxemburger Wort* am 17. Juni 1922 beschrieb.

Weil die CFL 1946 ein für das kleine Land riesiges und sehr reparaturbedürftiges Eisenbahnnetz übernommen hatten und auf den Hauptstrecken schon bis 1971 so viele Verbindungen stilllegten, dass es heute kaum mehr davon gibt, konnte der Straßenverkehr per Auto und Bus immer mehr an Bedeu-

tung gewinnen. Dass Luxemburg und vor allem die Hauptstadt ab Anfang der Achtzigerjahre zum Finanzplatz aufstiegen, war zwar einträglich für die öffentlichen Kassen, führte aber kaum zu Investitionen in die Eisenbahn. Wäre das anders gewesen, hätte vielleicht planvoll entschieden können, was hundert Jahre vorher planlos geschah, als jedes größere Dorf einen Bahnhof erhielt. Durchaus in diesem Sinne konnte man in den 1990-er Jahren die BTB-Idee der „Regional-*-Tram*“ verstehen, Berufspendlern ein umsteigefreieres Angebot Richtung Arbeit zu machen. Weil die Train-*-Tram*-Züge des BTB-Projekts kleiner und leichter gewesen wären als klassische Züge, hätten Schienen dafür mit weniger Investitionsaufwand verlegt werden können als neue Gleise für den Zug.

Unerträglich Denn schon Ende der 1980-er Jahre wurde es für unerträglich gehalten, dass die Bevölkerung der Stadt Luxemburg sich werktags von damals bescheidenen 77 000 um noch einmal so viele Pendler „verdoppelte“ und 113 000 Autos in sie hineinführen. Festgestellt wurde noch, dass Luxemburg-Stadt sich gleichzeitig entvölkere, immer unattraktiver werde, Geschäfte ins Umland abwanderten.

Zunächst jedoch führte das zu Machbarkeitsstudien über den Bau einer Metro in der Stadt. Angedacht wurde keine U-Bahn, aber automatische Züge, die die Oberstadt sowie den Pariser Platz und den Bahnhofsvorplatz in Tunnels passiert und das Petrusstal in einer Röhre unter dem Pont Adolphe überquert hätten. Diese Idee gefiel so manchen, zum Beispiel in der CSV. Noch 1999 schwärmte ihr Spitzenkandidat zu den Gemeindevahlen, Jacques Santer, im Wahlkampf, eine „kleine Metro wie in Lyon oder Lille“, das wäre doch was. Konsequenter unterirdisch dachte der Ingenieur Georges Schummer, der jahrelang, aber nur mit politischer Unterstützung der ADR, ein „Bus-Bunn-Konzept“ vertrat, bei dem CFL-Züge die Stadt unterquert hätten.

Das BTB-Konzept dagegen war 1992 auf Initiative einer Tram ASBL, des Mouvement écologique und der Stiftung Ökofonds aufgekomen, die sich dazu fachliche Unterstützung des Wiener Verkehrsplanungs-Professors Herbert Knoflacher holten. Anfangs sollte es eine Art Straßenbahn sein, weshalb der Mouvement écologique diese Woche stolz schrieb, die Tram sei jene „moderne Stadtbahn“, die man schon vor 25 Jahren gefordert hatte. Als nicht nur die Grünen, sondern auch die Regierungspartei LSAP sich die Idee zu eigen machten, wurde BTB bis 1998 allerdings zur Regional-*-Tram* und damit zu einem Konzept für das ganze Land.

Bemerkenswerter Weise überlebte es sogar den politischen Abschied des „Zuch duerch d’Nei Avenue“ durch die DP 1999. Denn wenngleich die DP, die 1999 an der Seite der CSV in die Regierung einzog, dafür sorgte, dass aus dem BTB-Konzept Train-*-Tram*-Züge zwischen Bahnhof und Oberstadt entfernt wurden und DP-Transportminister Henri Grethen behauptete, der öffentliche Transport in der Hauptstadt lasse sich kurzfristig durch ein „optimiertes Busangebot“ verbessern, hielt er auf längere Sicht an Train-*-Trams* als regionale Lösung für das ganze Land ebenso fest wie seine LSAP-Vorgängerin Mady Delvaux-Stehres, aber ohne den „Zuch duerch d’Nei Avenue“. Den hatte die DP im Superwahljahr 1999 verdammt wie eine Neuaufgabe von Charly. Grethens Alternative hieß anspruchslos „Null plus“.

Spielchen Letztlich waren das politische Spielchen, die viel wertvolle Zeit kosteten. In aller Öffentlichkeit war die DP gegen der „Zuch duerch d’Nei Avenue“, bis 2004 in dem berühmt gewordenen IVL-Konzept stand, ohne die regionalen Train-*-Tram*-Züge las-

se sich auf keinen Fall ein Anteil des öffentlichen Transports von 25 Prozent an allen Fahrten im Inland erreichen. Dazu müssten diese Züge aber nicht nur auch auf den Strecken der alten Tice-*-Tram* zum Einsatz kommen, sondern auch eine Strecke durch das Zentrum der Hauptstadt möglich bleiben. Wieso auch nicht: Schon Ende 2001 hatten Henri Grethen und der DP-CSV-Schöfferrat der Hauptstadt abgemacht, es müssten „alle Optionen offen“ bleiben und würden Verkehrsprojekte realisiert, dürften sie nicht verhindern, dass die Regionaltrams doch realisiert werden könnte wie 1998 beschrieben (*d’Land*, 20.12.2001). Trotz „Null plus“ hatte der Schöfferrat festgestellt, die Busse hätten ihre Leistungsgrenze erreicht. Kurzfristig könne man nur noch „Auffangparkings“ für die Pendler weit vor der Stadt bauen.

Als die DP 2004 die Wahlen verlor und die LSAP erneut eine Regierung mit der CSV bildete, sah es besser aus für die Regional-*-Tram*. Hauptstadtbürgermeister Paul Helminger hatte nichts mehr dagegen, dass im Stadtentwicklungskonzept 2005 ein „Zuch duerch d’Nei Avenue“ auftauchte. Zu groß war das Verkehrsproblem geworden. Aber als 2005 der politische Widerstand gegen BTB sich nur noch auf die ADR beschränkte, wurde die Politik vom schlechten Zustand des CFL-Netzes eingeholt. Im Oktober 2005 musste LSAP-Transportminister Lucien Lux sich von der CFL-Direktion anhören, so gesättigt wie die Schienenwege seien, sei an Train-*-Trams* zusätzlich zu den Zügen erst zu denken, wenn die Neubaustrecke nach Bettemburg in Betrieb ist. Und weil über die Luxemburger Schienenwege neben Zügen der CFL noch die dreier Nachbarbahnen fahren, die alle unterschiedliche Sicherheitssysteme besäßen, sei für Train-*-Trams* als zusätzliche Vehikel auf den Schienen erst dann kein Sicherheitsrisiko mehr gegeben, wenn sämtliche Züge auf das EU-einheitliche Kontrollsystem ECTS umgestellt seien. Lux soll damals getobt haben, denn so deutlich hatte die Bahn das vorher nie gesagt. In der Not,



Die Berg- und die Talstation der Standseilbahn dieser Tage, mit Leitzentrale und Haltepunkt Pfaffenthal für die Eisenbahn

Die Infrastruktur für die Tram könnte auch für Train-*-Tram*-Züge verwendet werden – falls diese Idee aufkommen sollte

eine Lösung zu finden, wurde für die CSV-LSAP-Regierung bis März 2006 die Idee für jene Tram geboren, deren erstes Teilstück am Sonntag eröffnet wird. Immerhin bot diese Lösung noch den Vorteil, die DP leichter am Tram-Konsens teilhaben zu lassen: Seinen Wählern die Zustimmung zu einem „lichten Tram duerch d’Nei Avenue“ zu erklären, fiel Paul Helminger leichter als es eine Kehrtwende gegenüber der Opposition von 1999 zum „Zuch duerch d’Nei Avenue“ gewesen wäre.

MoDu heißt die Lösung Verglichen mit einem regionalen Angebot von Train-*-Trams* ist die Tram zwangsläufig keine Lösung für das ganze Land. Die soll *MoDu* sein, das 2012 von CSV-Transportminister Claude Wiseler vorgestellte Mobilitätskonzept mit den organisierten Umstiegen. Verbindungen, für die man sich Train-*-Trams* auf neuen Strecken hätte vorstellen können, sollen durch Busse abgedeckt werden. Auch parallel zum Zug: in dem Sinne wird am Sonntag eine neue RGTR Linie 207 Düdelingen-Kirchberg eingeweiht. Auf den Bus wird auch im Süden gesetzt, wo auf Routen, die einst die Tice-*-Trams* bedienten, Busse ähnlich dem Metzger Mettis zum Einsatz kommen sollen. Die im BTB-Konzept angedachte Train-*-Tram*-Verbindung von der CFL-Nordstrecke auf den Kirchberg durch einen Tunnel wird ab Sonntag die Standseilbahn übernehmen.



Kann sein, dass in ein paar Jahren neue Schienenverbindungen geschaffen werden, wenn das Wachstum anhält. Vielleicht werden das Züge sein, vielleicht Train-*-Trams*, vielleicht andere Fahrzeuge. Verkehrsplaner wissen, dass von Nutzern des öffentlichen Transports Schienenlösungen per se um 30 bis 40 Prozent attraktiver aufgefasst werden als ein Bus. Die Infrastruktur der Tram lasse sich auf jeden Fall auch für Train-*-Trams* verwenden, teilt Luxtram auf *Land*-Anfrage mit.

Je teurer eine neue schienengebundene Lösung würde, desto mehr „kritische Masse“ an Nutzern wird jedoch nötig sein. Ein Papier des parlamentarischen Nachhaltigkeitsausschusses zu der Debatte über staatliche Infrastrukturinvestitionen, die am Mittwoch stattfand, hält fest, für eine Tram im Süden sei die kritische Masse noch nicht erreicht. Die Fehler der Politik der 1880-er Jahre zu wiederholen, sollte natürlich vermieden werden.

Oder wird es stattdessen in absehbarer Zukunft einen öffentlichen Transport aus vielen selbstfahrenden Autos geben? Im Transport-Kapitel des Rifkin-Berichts ist davon die Rede, wenn es um die „Vision für Luxemburg“ geht, von Zügen allerdings auch. François Bausch schrieb vergangenes Jahr in einem *Land*-Artikel, die Zukunft gehöre „digitalen Mobilitätsketten“ (*d’Land*, 16.09.2016). Bei Rifkin ist damit ein Angebot gemeint, dass so vielfältig ist, dass man sich per App die beste Lösung auswählt. Das impliziert Umsteigen, was ab Sonntag getestet werden soll, aber auch womöglich umfangreiche Investitionen. Im Rifkin-Bericht ist sogar von „redundanten“ Angeboten die Rede, also von mehr als eigentlich gebraucht wird. Inwiefern das etwas anders wäre als die Politik von 1880 und danach, muss sich zeigen. Die Tram, die am Sonntag in der Realität ankommt, wird auf jeden Fall demonstrieren, was ein solches Transportmittel kann.

Édito

Purge anti-intellos, suite

josée hansen

Non, non, non, il ne l'aurait jamais dit ainsi. Interpellé directement, Pierre-Marc dit Pim Knaff réfute catégoriquement les assertions que beaucoup d'Eschois affirment avoir entendu de sa bouche. Que Janina Strötgen, la directrice artistique, et Andreas Wagner, le coordinateur général de Esch 2022, capitale européenne de la culture, seraient « d'extrême gauche » et « pas des nôtres » et devraient donc être remplacés. Interpellé directement, Pim Knaff, le nouvel échevin libéral en charge de la Culture à Esch-sur-Alzette, évoque plutôt des arguments de bon père de famille, soucieux de la bonne gestion des deniers publics – « 70 millions d'euros, ce n'est pas rien ! » dit-il –, pour expliquer pourquoi, depuis la liesse affichée des hommes et femmes politiques de tous bords lorsque Esch et la région Sud ont décroché l'aval du jury européen le 10 novembre, et contrairement à ce que tout le monde promettait (« le travail commence demain », « on travaillera dans la continuité »), tout le processus a depuis été gelé. Les nouveaux responsables politiques CSV-DP-Déi Gréng, sous la houlette du jeune maire Georges Mischo (CSV) veulent désormais « bien analyser » les commentaires du jury européen (une vingtaine de recommandations) et repenser les structures décisionnelles et la composition de l'asbl dirigeante, veiller aux équilibres politiques (qui ont changé avec les élections d'octobre) et surtout réfléchir à chaque centime

d'euro dépensé. Plus aucun virement n'est effectué, des postes ne sont pas reconduits. Les contrats des deux responsables artistiques – dont le *bid book* réalisé en un an seulement a valu le titre de « capitale européenne de la culture » à la région grâce à leur concept du *Remix* (là où un premier projet, sur le thème de l'amour, avait échoué un an plus tôt) –, viennent à échéance le 31 décembre 2017 ; après, ils risquent de se retrouver sans emploi. Aucun appel à candidatures pour de nouveaux postes n'a été lancé, aucun bureau loué, aucun projet participatif avec des bénévoles lancé et même des frais déjà occasionnés dans le cadre du processus de sélection sont restés impayés.

La purge politique qui ne dit pas son nom que veut entreprendre Pim Knaff n'est pas sans rappeler ce que Maggy Nagel (DP) avait fait au début de son mandat avec la résiliation de toutes les conventions, ce que Xavier Bettel (DP) a fait avec Enrico Lunghi ou beaucoup des ministres libéraux parmi les hauts fonctionnaires de leurs ministères : des arguments de gestionnaire servent à éliminer des intellectuels, qu'on soupçonne de ne pas avoir la conscience assez libérale, assez pro-gouvernement. Pourtant, on ne peut pas reprocher au duo Strötgen/Wagner de s'être positionnés sur l'échiquier politique. Leur seul tort serait alors d'avoir été embauchés

par la précédente maire socialiste Véra Spautz, que la nouvelle majorité semble abhorrer passionnément.

Si, au ministère de la Culture, on n'a jamais été trop en faveur de cette année culturelle de la Minette rouge, et qu'Esch est désormais méfiante envers sa propre initiative (tous les partis avaient pourtant voté pour la candidature), il se pourrait bien que cette année culturelle soit désormais sauvée par les dix autres communes du syndicat Prosud, qui, ce mardi, se sont prononcées en faveur d'une prolongation de six mois du contrat des responsables et demandent des explications et des éclaircissements quant au concept. Ils apprendront alors peut-être que beaucoup des recommandations du jury concernent l'engagement de l'État – infrastructure touristique et de transport, mise à disposition et restauration du patrimoine industriel par exemple. Ce que l'on sait déjà, c'est que les promesses d'artistes comme Ai Wei Wei ou Mischa Kuball de participer au projet Esch 2022 dépendent de la confiance qu'ont pu construire Janina Strötgen et Andreas Wagner. Et que tous les deux ont annoncé que si un nouvel appel à candidature pour la direction d'Esch 2022 était lancé, ils ne se représenteraient plus. Décidément, la culture et la politique (libérale) ne font pas bon ménage.

Der „lokalen Bevölkerung, dem Handel und den Institutionen“ gefällig sein, versicherte die neue hauptstädtische DP/CSV-Koalition am Montag in ihrer Schöffengeratsklärung und versprach die gleiche sichere und saubere Stadt für Mittelschichtkonsumenten wie die Vorgängerköalition. Sozialer Wohnungsbau sei „erste Priorität“, beteuerte der Schöffengerat, ohne eine Zahl zusätzlicher Wohnungen zu nennen. Sozialpolitik solle „sicher das Leiden von Randgruppen“, aber auch „die Belästigung der Bürger der Stadt“ verringern. Von Steuern und Abgaben ging keine Rede. rh.

Ch. Soubrty/Photothèque VDL



blog

Personalien

Personalien

Politik

Politik

Gesundheit

Gesellschaft

Marc Hansen,

Hochschulminister (DP), will angesichts der Kritiken des Professorenverbands und des Universitätsrats der Uni Luxemburg und des sich abzeichnenden Widerstands der LSAP-Fraktion den Entwurf für das neue Universitätsgesetz nachbessern. Die Fakultätsräte sollen erhalten bleiben, der Universitätsrat über Studieninhalte entscheiden, und zwei Mitglieder dieses Gremiums sowie die Präsidenten der Personal- und der Studentenvertretung sollen mit Stimmrecht im Aufsichtsrat der Uni Platz nehmen. Das Syndikat Erziehung und Wissenschaft des OGBL begrüßte das als „Verstärkung der Mitbestimmung“. Dem Professorenverband gehen die Vorschläge aber noch nicht weit genug. In einem Brief an die Mitglieder des parlamentarischen Hochschulausschusses fordert er, den Universitätsrat zu einem „echten Entscheidungsgremium“ zu machen. Außerdem stellt er fest, die Möglichkeiten zur Beförderung von Akademikern seien im Gesetzentwurf restriktiver als die aktuell gültigen. pf

Jean Asselborn,

Außenminister (LSAP), „bedauerte“ am Donnerstag die „einseitige“ Anerkennung Jerusalems als Hauptstadt Israels durch die USA. Dies verstoße gegen die Resolutionen der Vereinten Nationen. Der völkerrechtliche Status Jerusalems könne nur im Rahmen eines allgemeinen Friedensabkommens geregelt werden. rh.

Claude Wiseler,

Spitzenkandidat der CSV, warf der Regierung am Montag vor, „am Ende“ zu sein und keine einheitliche Meinung zu haben, wenn es um Mindestlohnerhöhungen oder Verschleierungsverbot gehe, während Premierminister Xavier Bettel (DP) abwesend sei. Worauf der Sekretär der LSAP einen von Wirtschaftsminister Etienne Schneider unterzeichneten offenen Brief verschickte, in dem Claude Wiseler vorgeworfen bekommt, den Leuten mit Wachstumskritik Angst zu machen, statt Lösungen und Vorschläge anzubieten. Wirtschaftswachstum sei aber nötig, um den hohen Lebensstandard zu gewährleisten. rh.

Dan Kersch,

Innenminister (LSAP) bekam diese Woche grünes Licht vom Staatsrat, um das Gesetz über die Abschaffung (nicht „Auflösung“) der Kirchenfabriken vom Parlament verabschieden zu lassen. In 17 Änderungsanträgen zu seinem ursprünglichen Entwurf hatte der Minister sich allen Einwänden eines ersten Staatsratsgutachtens gefügt, unter anderem zur rechtlichen Natur des geplanten Immobilienfonds des Bistums und zum Subventionsverbot für Gemeinden. rh.

Kontrovers, pro Demokratie



Noch ist es nicht fertig, aber zum Beginn des neuen Jahres soll das Leitbild des Zentrum für politisches Bildung fertig sein. Dafür lässt sich die Stiftung von einem Wissenschaftsrat begleiten. Leit motive sind Unabhängigkeit, Demokratie und Menschenrechte, verrät Nico Meisch, Vorsitzender des ehrenamtlichen Stiftungsvorstands. Das Zentrum, das vor einem Jahr ins Leben gerufen wurde und dessen Angebote sich insbesondere (aber nicht nur) an Kinder und Jugendliche richten, hat bereits zahlreiche Kollaborationen und Initiativen auf die Schiene gesetzt, darunter unter anderem (gratis) didaktisches Material zu den Gemeindevahlen, Projekte für Schülerdemokratie, ein Schülerwettbewerb, aber auch Konferenzen, Weiterbildungen. Filmabende und vieles mehr. Eine eigene Webseite ist fertig (www.zpb.lu). Im Frühjahr beginnen die Verhandlungen für ein neues Budget, bisher betrug es 400 000 Euro jährlich. Im Zentrum arbeiten drei Vollzeitkräfte. Eine Aufgabe für 2018 werde sein, die Öffentlichkeit stärker über die eigene Arbeit aufzuklären. „Wir indoktrinieren nicht“, betonte Meisch vor Journalisten. ik

14. Oktober

Die Kammerwahlen sollen nun endgültig am 14. Oktober nächsten Jahres stattfinden. Das folgt aus einer am Mittwoch verabschiedeten Reform des Wahlgesetzes, das in Einklang mit der Verfassung gebracht wurde. Die Klarstellung war durch die nach dem Sturz der Regierung 2013 erfolgten Neuwahlen notwendig geworden, die auf Wunsch der CSV nur „vorgezogene Wahlen“ genannt werden dürfen. Die nächsten Gemeindevahlen werden dagegen zum Leidwesen der CSV auf den 4. Juni 2023 vorverlegt, damit sie nicht am gleichen Tag wie die Kammerwahlen stattfinden. rh.

52 plus 26 Wochen

Lohnabhängige, die so lange krank geschrieben sind, dass ihr Krankenschein die 52 Wochen zu erreichen droht, nach denen der Arbeitsvertrag automatisch endet, können noch eine Verlängerung um bis zu 26 Wochen erhalten. Darauf einigten sich OGBL und UEL mit Sozialminister Romain Schneider (LSAP). Das soll zum Beispiel Krebskranken helfen, die nach 52 Wochen noch nicht genesen sind. Die Zusatzfrist kann aber nur auf ein Gutachten des Medizinischen Kontrolldienstes der Sozialversicherung hin gewährt werden und der Betrieb erhält ein gewisses Mitspracherecht. Dem LCGB geht die Lösung nicht weit genug, er hatte verlangt, die 52-Wochen-Grenze wie im öffentlichen Dienst abzuschaffen. pf

Konkurrenz fürs LNS

Der Verwaltungsgerichtshof hat in zweiter Instanz entschieden, dass die Gesundheitsministerin den Junglinster Labortests réunis nicht verwehren kann, Krebsgewebe-Analysen vorzunehmen. Wie schon ihr Vorgänger Mars Di Bartolomeo hat Lydia Mutsch (LSAP) die Ablehnung mit „fehlendem Bedarf“ im kleinen Land begründet. Es sei auch im Interesse der öffentlichen Gesundheit, diese Analysen im Laboratoire national de santé (LNS) zu konzentrieren. Die Richter stellten aber fest, dass das LNS noch im Juni knapp ein Fünftel der Tests im Ausland durchführen ließ. Das seien zwar viel weniger als die rund 50 Prozent Mitte 2016. Doch da Ministerium und LNS keine aktuelleren Zahlen vorlegten, lasse sich nicht klar genug sagen, wie das frühere Staatslabo sich entwickelt hat. Allerdings soll dem LNS mit dem neuen Krankenhausgesetz, dessen Entwurf im Januar zur Abstimmung kommen könnte, das Monopol auf Krebsanalysen gesetzlich zuerkannt werden. Politisch ist das Konsens, und die Verwaltungsrichter schreiben, ihr Urteil habe nichts mit dem Gesetzentwurf zu tun. In der Urteilsbegründung werfen sie jedoch die Frage auf, ob nicht ein „public-private partnership“ möglich sei. So dass das LNS und die Junglinster Firma mit der Ministerin vielleicht noch einen Deal aushandeln. pf

Luft nach oben

69 Prozent aller Fortbewegungen innerhalb des Landes erfolgen per Auto, 17 Prozent mit Bus oder Zug und 14 Prozent per Rad oder zu Fuß. So lauten die ersten Ergebnisse von *Luxmobil*, einer Umfrage unter 40 000 ansässigen Haushalten und 45 000 Grenzpendlern, wie sie in diesem Umfang vor zuletzt 20 Jahren durchgeführt wurde. Vergleicht man die Ergebnisse mit den Zielen, die das 2012 von CSV-Nachhaltigkeitsminister Claude Wiseler vorgelegte und von seinem Nachfolger François Bausch (Grüne) übernommene Mobilitätskonzept *MoDu* für 2020 anstrebt, dann liegt der Nutzungsgrad des öffentlichen Transports nur zwei Prozentpunkte vom Ziel entfernt, die „sanfte“ Mobilität dagegen elf Punkte, und das Auto wird 13 Punkte „zu oft“ benutzt. pf

Pressevielfalt

Entsprechend der vor einem Jahr ausgehandelten Pressehilfe für Nachrichtenenseiten im Internet bewilligte Medienminister Xavier Bettel (DP) drei Verlagen Zuschüsse für sieben Titel: Editpress (*Quotidien*, *Essentiel* deutsch und *Essentiel* französisch), Saint-Paul (*Wort* englisch und *Contacto*) sowie Maison moderne (*Paperjam* und *Delano*). Xavier Bettel nannte das in einer *Twitter*-Mitteilung stolz ein „positives Zeichen für die Pressevielfalt“. Um in den Genuss des Zuschusses von jährlich 100 000 Euro zu kommen, muss eine Internet-Redaktion seit einem halben Jahr veröffentlichen, zwei Journalisten beschäftigen und mindestens 200 000 Euro jährlich Ausgaben nachweisen. rh.

Ein wenig Mindestlohnwahlkampf soll den fehlenden Indexwahlkampf ersetzen

Die Freunde des Mindestlohns

Romain Hilgert

Am Samstagmorgen trafen sich in der Maison du peuple des OGBL in Esch-Alzette ein halbes Hundert Mitglieder der lokalen LSAP-Sektion, um über die Wahlkatastrophe zu reden, die am 8. Oktober über sie hereingebrochen war. Um die Trauerarbeit abzuschließen, beschlossen sie, einen „Erneuerungsprozess“ in Gang zu setzen mit altgedienten Rezepten wie mehr Volksnähe, mehr Facebook und mehr Verjüngung. Zwei Stunden später und 50 Meter weiter warben dann einige von ihnen, nicht alle, als OGBL-Mitglieder bei den Weihnachtskunden in der Alzette-Straße für die Kampagne „Mehr Kaufkraft jetzt!“ des OGBL.

Wie das zusammenpasste, begriff nicht jeder. Obwohl auf der Parteiversammlung einige Mitglieder gefunden hatten, dass die Lokalsektion nicht zu überheblich und zu unsolidarisch, also nicht sozialistisch genug, sondern, im Gegenteil, „zu links“ geworden war. Als Erneuerungsprozess hatten sie verlangt, dass die politische Laufbahn der ehemaligen Abgeordneten und nun auch ehemaligen Bürgermeisterin Vera Spautz ohne die geplante Schamfrist beendet werden sollte. Neben dem inzwischen als Innenminister ruhiggestellten Dan Kersch und dem ehemaligen FNCTTFEL-Präsidenten Nico Wennmacher, dem die Eisenbahnergewerkschaft vorübergehend zu links geworden war, war Vera Spautz eine Sprecherin des linken Gewerkschaftsflügels in der LSAP.

Der OGBL hatte seine Kampagne „Mehr Kaufkraft jetzt!“ eine Woche zuvor gestartet, um Druck auf die im beginnenden Wahlkampf besonders sensibel reagierende Regierung auszuüben. Außerdem sollen die politischen Parteien rechtzeitig die Gewerkschaftsforderungen vorliegen haben, bevor sie ihre Wahlprogramme abschließen. Denn die Gewerkschaften hatten sich 2013 überumpelt gefühlt, als nach dem Sturz von CSV-Premier Jean-Claude Juncker eigens gegründete Unternehmerlobbys wie *2030.lu* und *5 vir 12* mit ihrer Forderung nach einer liberalen Modernisierung den Wahlkampf auf Kosten der sozialen Frage dominierten.

Zu den zehn OGBL-Forderungen zur Erhöhung der Kaufkraft gehört auch der Ruf nach einer Erhöhung des Mindestlohns, die über die übliche gesetzliche Anpassung an die Preissteigerung und das allgemeine Lohnniveau hinausgeht. Nach dem „Zukunftspak“ getauften Sparpaket der Regierung hatte der OGBL 2015 eine Kampagne „E Sozialpak fir Lëtzebuerg“ begonnen, in der eine nicht näher bezifferte „Erhöhung des gesetzlichen Mindestlohns“ gefordert worden war. Vergangenes Jahr verlangte er dann eine „strukturelle Erhöhung“ um zehn Prozent.

In seiner neuen Kampagne begründet der OGBL seine Forderung nach einer zehnprozentigen Mindestlohnenerhöhung damit, dass „sich 16,5% der Bevölkerung unter der Armutsgefährdungsschwelle“ befänden. Der Mindestlohn für Unqualifizierte sei „niedriger als das Mindesteinkommen, das notwendig ist, um die lebenswichtigen Bedürfnisse abzudecken, so wie es die Studie des Statec zum Referenzhaushalt darlegt. So verfügt ein Mindestlohnempfänger, in Steuerklasse 1, über ein Nettoeinkommen von 1 727 Euro, obwohl er mindestens 1 923 Euro bräuchte, um, laut Statec, sei es auch nur ein dezent Leben zu

In Wirklichkeit ist das Verhältnis der Regierung und der LSAP zum Mindestlohn recht fragwürdig

führen (im Fall eines alleinlebenden Mannes).“ Zudem hätten die Mindestlohnempfänger ein Anrecht darauf, an den Produktivitätsgewinnen der Betriebe teilzuhaben. Außerdem verlangt der OGBL die vollständige Befreiung der Mindestlohnbezieher von der Einkommenssteuer.

Nach einer Zusammenkunft der LSAP-Führung mit der Gewerkschaftsspitze am 21. Juni dieses Jahres unterstützt die Partei ebenso werbewirksam wie unverbindlich die Forderung nach einer zehnprozentigen Mindestlohnenerhöhung. Den Anfang machte Arbeitsminister Nicolas Schmit, der fand, dass eine Mindestlohnenerhöhung kein Tabu sein dürfte und am 29. November gegenüber RTL bekräftigte: „Ich habe tatsächlich gesagt, dass es kein Tabuthema sein darf, und dass wir auch eine Analyse machen müssen, wie weit unsere Wirtschaft diese Erhöhung des Mindestlohns ertragen kann. Ich meine, dass sie sie reichlich ertragen kann. Deshalb ist die Zeit gekommen, darüber nachzudenken und vielleicht auch eine erste Etappe zu machen. Das muss ja nicht, so wie es vorgeschlagen wurde, in einer Etappe gehen.“

Laut Nicolas Schmit könne „man kann jetzt darüber nachdenken, ob man nicht eine außergewöhnliche Erhöhung relativ schnell in Betracht ziehen“ könne, vielleicht noch vor den Wahlen. Er hütete sich aber vor irgendeiner festen Zusage, außer dass man mit den Sozialpartnern über eine Mindestlohnenerhöhung diskutieren solle, weil er „nichts von oben herab dekretieren“ wolle. Wozu eine solche Diskussion führt, weiß der Minister aber schon, da er Anfang des Jahres bei den Sozialpartnern des Wirtschafts- und Sozialrats ein Gutachten über den Mindestlohn bestellt hatte, das darauf hinauslief, dass sich Unternehmer und Gewerkschafter nicht einmal auf ein gemeinsames Papier einigen konnten.

Dann kam Fraktionssprecher Alex Bodry und erklärte mit der Würde seines Amtes, den Arbeitsminister voll und ganz zu unterstützen. Danach war es an den Jungsozialisten, die in einer Pressemitteilung beteuerten: „Les JSL soutiennent l'initiative de l'OGBL et l'ouverture du ministre Nicolas Schmit pour une éventuelle augmentation du salaire minimum. Les JSL en tant que sous-organisation du LSAP, le parti du travail et des salariés, soulignent



Der gesetzliche Mindestlohn beträgt derzeit 1 998,59 Euro, der OGBL will 200 Euro monatlich mehr

l'importance d'une telle augmentation pour les salariés les moins bien payés et leurs familles.“

Die OGBL-Forderung kommt einer LSAP nicht ungelegen, die vor den Wahlen stets ihr „sozial-

der Legislaturperiode Ende 2013 die jährliche Inflationsrate einen halben Prozent ausmachte, hat sich auch der Kampf um die Anpassung der Löhne und Renten an die Inflation erübrigt. Dass das mit Unterstützung der LSAP vorübergehend

eine Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit versprechen kann. Das macht die CSV so wütend, weil es seit Jahrzehnten zum Geschäftsmodell der erfolgreichen Volkspartei gehört, widersprüchliche gesellschaftliche Interessen zu bedienen und auf allen Hochzeiten zu tanzen.

Selbstverständlich hat die CSV nicht Unrecht, wenn sie bemerkt: „Die Regierung hatte vier Jahre Zeit, um zu handeln und zu verhindern, dass sich die Schere zwischen Arm und Reich weiter öffnet. Die Regierung hat aber nicht gehandelt, obwohl laut Statec-Bericht *Travail et Cohésion sociale* ein Fünftel der Bevölkerung armutsgefährdet ist.“ Doch in Wirklichkeit ist das Verhältnis der Regierung und der LSAP zum Mindestlohn noch fragwürdiger.

Schließlich hätte die Regierung dem Mindestlohn schon 2015 auf die Sprünge helfen können, als sie ihn gemäß Art 222-2, Absatz 2 des Arbeitsgesetzbuches um lediglich 0,1 Prozent an die allgemeine Lohnentwicklung anpassen ließ, was viele Mindestlohnbezieher als Frechheit empfanden. Der entsprechende Gesetzentwurf trug übrigens die Unterschrift von Arbeitsminister Nicolas Schmit. Auch zwei Jahre später, Anfang dieses Jahres, wurde der Mindestlohn nur an die allgemeine Lohnentwicklung angepasst, wie es das Gesetz vorschreibt; gleichzeitig war aber eine Indextranche fällig geworden und die Steuerreform in Kraft getreten.

Das DP-Wahlprogramm hatte Lionel Fontagnés Vorschlag übernommen, den Mindestlohn für Berufsanfänger zu kürzen. Daraus wurde vorerst nichts, andererseits verzichtete die Reformregierung, die die Fenster weit aufreißen wollte, darauf, die laut Sozialcharta des Europarats diskriminatorische Kürzung des Mindestlohns für Minderjährige um 20 bis 25 Prozent abzuschaffen.

außer Kraft gesetzte Gesetz über die automatische Indexanpassung wieder in Kraft ist, konnte Wirtschaftsminister Etienne Schneider um so mehr als Erfolg feiern, als es beinahe folgenlos blieb: Seit dem Antritt von DP, LSAP und Grünen wurde binnen vier Jahren eine einzige Indextranche, Anfang 2017, ausgezahlt, eine zweite könnte nächstes Jahr noch vor den Wahlen fällig werden.

Dass die meisten anderen Parteien die Mindestlohnenerhöhung ablehnen, treibt Wasser auf die Mühlen der LSAP. Weil es unter den DP- und grünen Wählern noch weniger rund 2 000 Euro verdienende Verkäuferinnen, Kellner, Reinigungs- und Sicherheitsleute gibt als unter den LSAP-Wählern, sieht die DP keinen Handlungsbedarf und lavieren die Grünen. Die CSV fragte in einer Erklärung, „ob die Ankündigung von Minister Nicolas Schmit zur Mindestlohnenerhöhung nur seine persönliche Meinung ist, oder ob er im Namen der Bettel-Regierung sprach“, und CSV-Spitzenkandidat Claude Wiseler tat eine zehnprozentige Erhöhung am Montag als „absolut nicht realistisch“ ab.

Die LSAP hat eben das Glück, sowohl den Arbeits- wie den Wirtschaftsminister zu stellen. Den Arbeitsminister, der den Lohnabhängigen eine Mindestlohnenerhöhung versprechen kann, und den Wirtschaftsminister, der den Unternehmen

52 cadeaux + accès iPad pour 140 euros

Offrez un abonnement au Lëtzeburger Land

www.land.lu
land@land.lu
485757-1

Die Bilanz des Aktionsplans Handicap ist durchgewachsen. Die UN verlangen von Luxemburg deutlich mehr Engagement

Voll gehindert

Ines Kurschat

Von Feststimmung war am Montagabend im Kulturzentrum Beggen nichts zu spüren. Dorthin hatte das Familienministerium eingeladen, um gemeinsam Bilanz zu ziehen. Der fünfjährige Aktionsplan für Menschen mit Behinderungen läuft Ende dieses Jahres aus. Was ein Schlüsselmoment in der Umsetzung der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen in Luxemburg ist, wurde zu einem Abend, wie man ihn bei dem Thema häufig erlebt: Viele Interessierte waren gekommen, im Rollstuhl, in Begleitung, zu Fuß. Es gab vieles zu bereden, Übersetzer, Gebärdendolmetscherin und Zeit waren da.

Und doch kam die Debatte über Klagen von Einzelpersonen kaum hinaus, war von persönlichem Frust und Diskriminierungen die Rede. Mit Ausnahme von Fragen zum Vormundschaftsrecht, zum Recht auf inklusive Bildung beziehungsweise zur sehr strittigen Reform der *Éducation différenciée*, zur Selbstbestimmung und zur politischen Partizipation, blieb außer schwer zu beurteilenden Einzelfällen nichts Greifbares zurück. Den Betroffenen ist kein Vorwurf zu machen. Viele von ihnen haben berechnete Anliegen und wissen erkennbar nicht, wo sie mit ihren Sorgen Gehör finden. Dass der Abend so zerfransen konnte, lag daran, dass die Organisatoren keine Struktur und Moderation erkennen ließen, außer offenen Saalmikrofonen, an denen jede/r vortragen konnte, was ihm oder ihr auf der Seele brannte.

Viele Einzelfälle

Die Bilanz des Aktionsplans wurden entlang dreier Rubriken vorgestellt: „So soll es sein“, „Das wurde gemacht“ und „Vorschläge der UN“ (die richtigerweise Empfehlungen hätte heißen müssen). Der Versuch, die Etappen einer komplexen mehrere Ministerien

Und dann erfolgen Rückschläge wie die Kopfstützen-Panne, die zweifeln lassen, wie ernst es der Politik ist mit Inklusion und Partizipation

betreffenden Marschroute in einfache Sprache zu übersetzen, führte dazu, dass gewählte Beispiele verkürzt und oberflächlich behandelt wurden.

So wurde nicht deutlich, welche Prioritäten das Familienministerium (Ministerin Corinne Cahen, DP, war wegen Krankheit entschuldigt), das die Umsetzung der Behindertenrechtskonvention koordiniert, verfolgt: Eine Reform des Vormundschaftsrecht von 1982, das Menschen mit Behinderungen entmündigt, statt sie in der Entscheidungsfindung zu unterstützen, ist dringender als Schulungs- oder Sensibilisierungsmaßnahmen. In der Powerpoint-Präsentation war kein Unterschied in der Rangfolge der *To-Do*-Liste auszumachen. Weil eingängige Orientierungshilfen wie Ampelfarben (Grün für erledigt, Gelb für in Umsetzung, Rot für nicht umgesetzt) fehlten, war es unmöglich festzustellen, welche Hausaufgaben in den Bereichen Arbeitsmarktzugang, Bildung, Gesundheit, Schutz, politische Rechte und so weiter die jeweiligen zuständigen Ministerien mit welchen Ressourcen nach den fünf Jahren erledigt haben – und

welche nicht. Matthias Schmitt von der Behinderten-Selbsthilfegruppe Nëmme mat eis rege an, sich „an der Chronologie der Behindertenrechtskonvention zu orientieren“. Hinzu kamen Patzer, wie die Behauptung, die Experten der UN, die über den Fortschritt der Umsetzung wachen, hätten etwa zum Bereich Transport nichts empfohlen: Die Schlussbetrachtungen vom Oktober zum Länderbericht Luxemburg halten den öffentlichen Transport für „nicht ausreichend“ und mahnen weitere „Mechanismen“ für einen barrierefreien Zugang, sowie unterstützende Informations- und Kommunikationstechnologien für Menschen mit Behinderungen an (Seite 4).

UN übt Kritik

Luxemburg war im August vor den Behinderten-ausschuss der UN nach Genf geladen worden, um ergänzend zum Länderbericht vom März 2017 zu erklären, woran die Regierung bei der Inkraftsetzung der ratifizierten Behindertenrechtskonvention ist. Eine große Delegation mit Vertretern fast aller Ministerien war angereist. Sogar von solchen, die sonst bei Handicap-Themenabende oft fehlen, wie das Justizministerium des Grünen Félix Braz. Doch die Antworten, die die Offiziellen auf die gut vorbereiteten Fragen der UN-Experten gaben, waren oft lückenhaft. Obwohl im höflichen Diplomatenglisch verfasst, lesen sich die Schlussbetrachtungen zu den Erläuterungen aus Luxemburg wie eine Ohrfeige. Oder besser: wie mehrere Ohrfeigen.

Der UN-Behindertenrechtsausschuss monierte zunächst, dass Behinderung hierzulande nach wie vor medizinisch-gesundheitlich definiert wird. Das führt dazu, dass Betroffene Rechte nach dem Grad ihrer Behinderung bewilligt bekommen (oder auch nicht)

und nicht als Menschenrecht per se. Dies sei „ein fundamentaler Defekt, tief im System verwurzelt“, tadelte Berichterstatter Coomaravel Pyaneandee. Diese Logik ist der Grund, warum Luxemburg bis heute bei der Partizipation und Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderungen Riesennachholbedarf hat.

Die Vormundschaftsreform sollte eigentlich dieses Jahr vorliegen, aber weil kein Vertreter des Justizministeriums am Montagabend anwesend war, blieben diesbezügliche Fragen unbeantwortet. Offenbar wussten Betroffene nicht einmal, dass eine Arbeitsgruppe zum Thema tagt. Erläuterungen zu einem ersten Vorentwurf hatten den UN-Ausschuss im August indes nicht sonderlich beeindruckt, der auf unterstützende statt auf ersetzende Entscheidungsfindung durch einen Vormund pocht. Doch auch dort, wo Vertreter der zuständigen Ministerien anwesend waren, etwa der sozialen Sicherung oder des Arbeitsamts, blieben Antworten unbefriedigend, da „zu vage“, wie Teilnehmer nach der Veranstaltung dem *Land* berichteten.

So gesehen, verlief die Diskussion typisch, weil sie sieben Jahre nach Unterzeichnung der UN-Behindertenrechtskonvention die Schieflage in der Beziehung zwischen Staat und behinderten Bürgern deutlich vor Augen führte: Es gibt keine systematische, effizient organisierte Debatte auf Augenhöhe. Es ist ein Detail, gleichwohl symptomatisch, dass die zuständige Beamtin im Familienministerium in ihrer Antwortrede in Genf mehrfach viel zu schnell vom Blatt ablas, sodass die Gebärdendolmetscherin kaum mit dem Übersetzen hinterherkam.

Anspruch und Wirklichkeit

Menschen mit Behinderungen, die Beschwerden vortragen, erhalten als Antwort technische Ausführungen von Beamten, die auf Gesetze oder Verwaltungsvorschriften verweisen. Die nicht sehen können oder wollen, dass Anspruch und Wirklichkeit häufig auseinanderklaffen. So entgegnete Gaby Wagner, stellvertretende Direktorin der Adem auf die Klage einer Frau im Rollstuhl über mangelnde Unterstützung bei der Reintegration in den Arbeitsmarkt, die im Juli geschaffene Vermittlungsstelle Cosp-HR (Centre d'orientation socio-professionnelle pour les demandeurs d'emploi avec statut de salarié handicapé et/ou reclassé externe) habe 40 Personen mit beschränkter Arbeitsfähigkeit einen Job verschafft. Das ist löblich, angesichts des ökonomischen Drucks, dem sich viele behinderte Arbeitnehmer ausgesetzt sehen, die oft als *Travailleur handicapé* nur den Mindestlohn verdienen, aber ein Tropfen auf den heißen Stein.

Wenn staatliche Vertreter meinen, Unternehmen, die die gesetzliche Auflage, auch Arbeitnehmer mit Behinderungen einzustellen, nicht einhalten, sollten nicht bestraft werden, fragen sich Betroffene zu Recht, wozu es überhaupt Gesetze gibt. Es ist ein Versäumnis auch der (staatlich finanzierten) Behindertenverbände, hier nicht für mehr Druck zu sorgen, denn selbst der Staat erfüllt seine Quote von fünf Prozent nicht. Das ist eine weitere Lücke, die zu schließen von der UN angemahnt wird: In Luxemburg existiert kein wirksames (Verbands-)Klagerecht, das Personen hilft, die sich in Job und Gesellschaft diskriminiert sehen, ihr Recht erfolgreich vor Gericht durchzusetzen. Die Stellen, die über das Diskriminierungsverbot wachen sollen, wie das Centre pour l'égalité du traitement, die Menschenrechtskommission, auch in Genf vertreten, oder die Ombudsfrau, sind entweder chronisch unterfinanziert, können nicht klagen oder sie sind nicht zuständig.

Statt nun mit diesem ernüchternden Zwischenfazit umzugehen und schleunigst auf zentralen Punkten Abhilfe zu schaffen, wiederholen sich bei neuen Initiativen hartnäckig alte Reflexe: Obwohl der Aktionsplan Ende diesen Jahres ausläuft, klagen Betroffene, bisher keine offizielle Einladung zu Gesprächen für den neuen Plan erhalten zu haben. Eine (deutschsprachige) Webseite, auf der für alle ersichtlich wäre, was der Stand der Vorbereitungen ist und wo man sich, bei Interesse, in die Arbeitsgruppen melden kann, fehlt. Nicht einmal ein Exemplar der UN-Konvention in Gebärdensprache ist bisher online. Luxemburg hinkt schon jetzt deutlich dem Zeitplan hinterher, da mag Ministerin Corinne Cahen in Interviews zum Internationalen Tag der Menschen mit Behinderungen am 3. Dezember die eigene Arbeit noch so loben und beteuern, dass „Wahlfreiheit und Selbstbestimmung“ ihr ein Anliegen seien.

Alte Reflexe

Bis heute fehlen verlässliche Kommunikationswege, mit denen neben den Behindertenverbänden Einzelpersonen informiert werden. Die Aufgabe allein den Behindertenverbänden zu überlassen, die sich in erster Linie ihren Mitgliedern verpflichtet fühlen, klappt nicht, wie die Erfahrung lehrt. Warum nicht einen zentralen Online-Newsletter über alle Neuerungen, Veranstaltungen, Projekte, in den sich Interessierte eintragen können, wie Nëmme mat eis es vorschlägt?

Es gibt Fortschritte: Der Gesetzentwurf zur Anerkennung der (deutschen) Gebärdensprache, der es hörgeschädigten Personen erlaubt, Informationen in Gebärdensprache zu erhalten, liegt endlich vor. Auch das Projekt Cosp von der Adem ist ein Schritt in die richtige Richtung. Aber die persönliche Assistenz, eine zentrale Forderung von Menschen mit Behinderungen, weil sie ihnen ein selbstbestimmtes Leben erlaubt, kommt nicht voran. Die Regierung hat hierzu lediglich eine Studie in Auftrag gegeben. In Genf ließ sich beobachten, was persönliche Assistenzen bewirken können: Experten, die trotz Mehrfachbehinderungen hochkarätige Arbeit leisten. Das reiche Luxemburg macht hier keine gute Figur, obwohl es die finanziellen Mittel hätte, die persönliche Assistenz zu finanzieren. Immerhin: Zur Reform des Zugangsgesetzes von 2008, für Ende des Jahres versprochen, wurde dem Höchsten Rat für Menschen mit Behinderungen diese Woche ein Vorentwurf vorgestellt, wenngleich nicht ausgehändigt.

Und dann erfolgen wieder Rückschläge wie die Kopfstützen-Panne, die Anlass geben, an der Führungsqualität des koordinierenden Familienministeriums zu zweifeln. Wie kann es sein, dass das Transportministerium eine Vorschrift erlässt, die allen Rollstuhlfahrern quasi von heute auf morgen eine Kopfstütze vorschreibt, in sämtlichen Gremien gutgeheißen wird, aber die nie mit den Betroffenen selbst besprochen wurde? Da werden Menschen mit Behinderungen von Busfahrern abgewiesen, weil ihr Rollstuhl keine Kopfstütze hat. Nach Protesten ruderte das Ministerium rasch zurück und hat die Regelung inzwischen zurückgezogen.

Ähnlich ignorant war die Vorgehensweise des Bildungsministeriums bei den *Équipes multiprofessionnelles* (jetzt *Équipes de soutien des élèves à besoins éducatifs particuliers ou spécifiques*), die seit September den Regionaldirektionen (früher: Inspektoren) unterstellt sind. Die entsprechende Gesetzesänderung hatte der – beratende – Oberste Rat für Menschen mit Behinderungen erst zwei Wochen vor der Parlamentsdebatte erhalten. Seine in großer Hast geschriebene Stellungnahme war am Tag des Votums fertig, zu spät, um noch berücksichtigt zu werden.

Erfreulich: Beim Tram, der diesen Sonntag erstmals offiziell fährt, soll alles besser sein: mit Sehgeschädigtenleitsreifen am Boden, akustischen Annoncen der Haltestellen, Sprachenfunktionen, Braille-Schrift im Aufzug, Behinderten-WC, ebenerdigen, zugänglichen Plattformen und Spezialtüren für Rollstuhlfahrer und Sehgeschädigte.

Nicht reden, handeln

Menschen mit Behinderungen sind nicht die einzige Personengruppe, die ernsthaft einzubeziehen die Politik regelmäßig versäumt: Ob in der Jugendhilfe oder bei der Elternbeteiligung in der Schule: Partizipation ist ein Modewort, das politische Sonntagsreden schmückt, aber in der Praxis wenig systematisch umgesetzt wird. Das zeigt sich nicht zuletzt beim Versprechen der DP-LSAP-Grüne-Regierung, transparent und zugänglich sein zu wollen: Ein Informationszugang, der Bürger berechtigt, Informationen bei Verwaltungen einzufordern, fehlt bis heute. Auch übersichtliche, verständlich geschriebene offizielle Webaufrufe sind keine Selbstverständlichkeit.

Für Menschen mit Behinderungen sind solche Unterlassungen besonders gravierend, weil sie aufgrund ihrer Einschränkungen stärker auf Unterstützungssysteme angewiesen sind als andere. Die Geschichte ihre Bevormundung ist alt und so lange nicht abgeschlossen, wie Bewohner/innen von Behindertenheimen wegen unflexibler Schließzeiten um acht Uhr abends nicht an Veranstaltungen wie der am Montag teilnehmen können. Dann ist es mit der versprochenen Selbstbestimmung schnell wieder vorbei.



Sie sind nicht behindert, sie werden behindert: Bürger mit Behinderungen fordern ihre Rechte ein. Die UN unterstützen sie

Korruptionsvorwürfe gegen den türkischen Staatspräsidenten

Zitterpartie

Cem Sey, Berlin

Vor sechs Monaten starb General Manuel Noriega im Hausarrest, in seiner Wohnung in Panama. Wäre er nicht schwer krank, wäre er immer noch im Gefängnis. Da wo er die letzten 28 Jahre seines Lebens verbrachte. Noriega stieg in den 1980-er Jahren zum Symbol des korrupten, autoritären und aufmüpfigen Politikers aus Entwicklungsländern auf. Bis 1989 die USA sein Land Panama besetzten und seinem Schauspiel vom „starken Staatsmann“ ein Ende setzten. Es gibt weitere Beispiele. Der Präsident Sudans, zum Beispiel, Umar al-Baschir, kann kaum Auslandsreisen antreten, weil das Internationale Strafgerichtshof in Den Haag wegen Völkermord gegen ihn ermittelt.

Bald könnte ein weiterer Politiker in die Liste der international tief gefallenen Politiker aufgenommen werden: Der türkische Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan. Ein Gericht in New York berät seit Dienstag über die Umgehung von Sanktionen gegen den Iran, Geldwäsche und Bankenbetrug. Ein heikles Thema in den USA. Der einzige Angeklagte ist ein ehemaliger hoher türkischer Bankbeamte, Hakan Atilla. Dass bis vor einigen Tagen der Hauptangeklagte Reza Zarrab hieß, der jetzt nur noch als Kronzeuge geführt wird, deutet jedoch darauf hin, dass dieser Prozess das Potenzial hat, zu einer internationalen Sensation zu mutieren. Europäische Regierungen halten den Atem an, auch wenn sie sich bisher zum Thema nicht äußern. Ankara ist schließlich EU-Anwärter und dessen Verhalten bereitet ihnen in den vergangenen Monaten genug Kopfschmerzen.

Zarrab, der neben der türkischen auch die iranische und die aserbaidshanische Staatsangehörigkeiten besitzt, wurde zunächst Ende 2013 in der Türkei festgenommen. Damals ermittelten türkische Polizisten und Staatsanwälte wegen Korruption gegen ihn und 89 weiteren Verdächtigen. Unter den Festgenommenen befanden sich außer Zarrab die Söhne von drei Ministern, der Chef von in New York angeklagten Hakan Atilla, Süleyman Aslan, und regierungsnahe Unternehmer.

Die Operation löste in der Türkei ein politisches Erdbeben aus. Innenminister Muammer Güler, Wirtschaftsminister Zafer Caglayan und Umwelt- und Forstminister Erdogan Bayraktar mussten zurücktreten, der Minister für Europäische Union, Egemen Bagis, wurde entlassen. Noch während die Ermittlungen liefen, kam der nächste Schlag. Unbekannte veröffentlichten in sozialen Medien Mitschnitte von Telefongesprächen zwischen den Verdächtigen und zwischen Erdogan und seinem Sohn Bilal. Vor allem letztere warfen einen dunklen Schatten auf Erdogan. Denn Erdogan wies seinen Sohn am Telefon an, „die Gelder in der Wohnung“ vorsichtshalber zu entfernen und erkundigte sich mehrfach nach dem Ablauf der Aktion.

Erdogan und die herrschende Partei der Gerechtigkeit und Entwicklung (AKP) reagierten rasch und mit grenzenloser Härte. Zuständige Polizisten und Staatsanwälte wurden zunächst verlegt, später mit einem Berufsverbot belegt und entlassen, und schließlich, bis auf die Flüchtigen, verhaftet. Die AKP nutzte ihre absolute Mehrheit im Parlament, änderte mehrere Gesetze und ebnete den Weg, der zur Unterhöhnung des Rechtsstaates führte. Erdogan behauptete, die Beweismittel seien gefälscht und bezeichnete die Operation als „Putschversuch der Justiz“. Die „Terrororganisation Fetö“, mit der er die Anhänger-schaft des Sektenführers Fethullah Gülen meint und die er auch für den späteren Militärputschversuch verantwortlich macht, erfand er in jenen chaotischen Tagen. Bis heute liegen weder für die angebliche Verfälschung, noch für die Existenz dieser „Terrororganisation“ Beweise vor.

Kaum fühlten sich Erdogan und seine Helfer durch das Entledigen des Rechtsstaates sicher, erteilte sie in März 2016 die nächste schockierende Nachricht, Reza Zarrab sei bei der Einreise in die USA festgenommen. Die türkische Regierung ließ nichts aus, um Zarrab aus den Fängen der US-Justiz zu befreien. Zunächst bat sie die US-Behörden, um Übergabe aller Beweismittel – angeblich, um ihre Echtheit zu überprüfen. Da die Amerikaner



Zeichnung aus dem Gerichtssaal in New York, wo der Prozess gegen Reza Zarrab stattfindet

Ein Anti-Korruptionsprozess in New York könnte zur schwersten Krise in Recep Tayyip Erdogans Amtszeit heranwachsen

sich darauf nicht einließen, bombardierten sie ihre Kollegen in Washington mit Telefonanrufen und Besuchen. Immer wieder forderten sie die Einstellung des Verfahrens und die Freilassung von Zarrab. Laut Medienberichten soll Erdogan sogar einen in der Türkei lebenden US-Priester verhaften lassen, um ihn als Erpressungsmasse zu benutzen.

Nichts davon konnte die US-Juristen einschüchtern. Im Gegenteil. Am 29. März 2017 wurde Atilla an der US-Grenze verhaftet. Während den Sommermonaten stieg die Spannung. Erst wurde bekannt, dass die US-Behörden, vermutlich das FBI, eigene belastende Mitschnitte in ihrem Besitz hätten. Dann ordnete eine US-Richterin die Verhaftung des ehemaligen türkischen Wirtschaftsministers Caglayan und Atillas Boss Aslan an, die sich aber in der Türkei in Sicherheit wähen. Gleichzeitig verdichteten sich die Anzeichen dafür, dass Zarrab mit den US-Behörden kooperierte, um seine eigene Haut zu retten. Erdogan war empört. „Sie üben Druck auf unseren Bruder aus“, sagte er, „um ihn gegen uns zu falschen Aussagen zu zwingen.“

Ungewöhnliche Allianz: Israel und Saudi-Arabien

Honeymoon im Abendland

Susanne Knaul, Jerusalem

Scheich Hassan Nasrallah, Chef der libanesisch-schiitischen Partei Gottes, der Hisbollah, lebt gefährlich. „Nasrallah ist das Ziel im nächsten Krieg“, kündigte Israels Armeesprecher Ronen Manelis Anfang der Woche an und schloss sich damit der kurz zuvor aus Riad verlautenden Drohung an, man wolle dem Hisbollah-Führer „eine Lektion erteilen, die er nicht vergessen wird“. Dass israelische und saudische Soldaten Seite an Seite in den Krieg ziehen, mag noch illusorisch erscheinen, trotzdem kommen sich der jüdische und der als moderat geltende sunnitische Staat näher. Nicht nur Nasrallah ist Grund für die neue Freundschaft, sondern allen voran sein Förderer Iran.

Das Gerücht, der saudische Kronprinz Mohammad bin Salman habe Mitte September Israel besucht, um sich mit Regierungschef Benjamin Netanjahu zu beraten, wollte die Führung in Riad nicht bestätigen. „Es gibt keine Verbindungen zwischen Saudi-Arabien und Israel“, stritt Außenminister Adel al-Jubeir gegenüber Reportern entschieden ab, während aus Jerusalem verlautete, dass man auf unterschiedlichen Ebenen mit arabischen Staaten kooperiere. „Gewöhnlicherweise sind wir die Partei, die sich nicht dafür schämt“, erklärte Juval Steinitz, israelischer Minister für Nationale Infrastruktur. Es sei „die andere Seite, die daran interessiert ist, die Kontakte im Verborgenen zu halten“.

Indikator dafür, dass sich die anti-israelische Haltung beruhigt, ist ein Interview mit dem israelischen Generalstabschef Gadi Eisenkot, das das private Onlineportal *Elaph* Mitte November mit ihm wagte. Israel sei bereit, mit Saudia-Aabien sogar nachrichtendienstliches Material zu teilen, erklärte Eisenkot gegenüber Reportern, denn beide Staaten verfolgten gemeinsame Interessen, wenn es darum

geht, Teheran die Stirn zu bieten. Obschon Israel und Iran keine gemeinsame Grenze haben, nie direkt einen Krieg gegeneinander führten und damit auch keine ungeklärten Gebietsansprüche vorliegen, gilt Iran als Israels Staatsfeind Nummer eins. Die Regierung in Teheran lässt die Arbeit an den Fronten andere für sich erledigen. Über Jahre finanzierte sie die Hamas im Gazastreifen, bis es zu Beginn des Bürgerkriegs in Syrien zum Bruch mit den islamistischen Palästinensern kam. Unverändert aus dem Iran gefördert wird die Hisbollah mit Geld, moderner Rüstung und Ausbildung für die Kämpfer. Eine weitere Front mit Israel streben die Iraner nun in Syrien an, wo sie langfristig die Truppen stationieren wollen, die Präsident Baschar Assad im Krieg gegen die Rebellen zur Seite standen.

Riads Rivalitäten mit dem Iran sind sowohl von religiöser als auch von strategischer Natur. Die beiden Staaten streiten um regionale Vormacht und sie befinden sich im Rüstungswetlauf. Die größte Sorge in Riad dürfte einer nuklearen Aufrüstung Teherans gelten. In diesem Punkt gesellt sich ein Dritter zum Bunde. US-Präsident Donald Trump gehört zu den schärfsten Kritikern des internationalen Nuklearabkommens mit dem Iran. Dazu kommt, dass sich Trump zwar wenig für die langfristigen Truppenarrangements in Syrien zu interessieren scheint, wo er den Russen das Feld überlässt. Saudi-Arabien ist hingegen nicht nur für den Geschäftsmann Trump, der immer ein Auge auf die Ölquellen hält, wichtig, sondern auch für seinen Plan, Frieden zwischen Israel und den Palästinensern zu stiften.

Die sich verschiebenden Fronten im Nahen Osten könnten sich diesmal positiv auch für die Palästinenser auswirken. Ein Bündnis zwischen Riad und Jerusalem wird auf lange Sicht nur funktionieren, wenn

Nichts könnte die Allianz schneller scheitern lassen, als neue Gewalt im Westjordanland

sich auch Israel und die Palästinenser einig werden. Oder umgekehrt formuliert: Nichts könnte die Allianz schneller scheitern lassen, als neue Gewalt im Westjordanland oder im Gazastreifen. In den kommenden Wochen will Trump seinen Friedensplan kundtun. So weit durchsickerte, stützt sich der US-Präsident weitgehend auf die Arabische Initiative, die zum ersten Mal im Jahr 2002 von den Mitgliedsstaaten der Arabischen Liga abgesegnet wurde und fünf Jahre später nochmal.

Es geht um ein Friedenspaket zwischen Israel und den arabischen Staaten im Gegenzug für das Ende der Besatzung und die Gründung des Palästinenserstaates mit der Hauptstadt Ostjerusalem. Wobei dies wegen der bevorstehenden Anerkennung Jerusalems als Hauptstadt Israels in Frage steht. „Die Arabische Friedensinitiative bleibt für uns einziger Weg zur Normalisierung der Beziehungen zwischen Israel und den arabischen Staaten“, hielt Außenminister al-Jubeir jüngst fest. Trump achtete bei seinem Friedensengagement darauf, die moderaten sunnitischen Staaten in der Region eng einzubeziehen und schickte den US-Sondergesandte Jason Greenblatt wiederholt nach Amman und Riad. Ausgerechnet unter Netanjahu, kommentierte Ofri Ilany in der *Haaretz*, ist Israel „besser in den Nahen Osten integriert, wo Saudi-Arabien die dominante Macht ist,“ als je zuvor.



.....

1,5

ticker

.....

Dem Höhepunkt entgegen

Vielleicht nächstes oder übernächstes Jahr, so Statec-Mitarbeiter Ferdy Adam zur Vorstellung der *Note de Conjoncture 2/2017*, könnte der Höhepunkt im aktuellen Wirtschaftszyklus erreicht sein und die Wirtschaft danach wieder langsamer wachsen. Zwar hat das Statec die Wachstumsprognosen für die vergangenen Jahre und daher auch für das laufende und das kommende Jahr nach unten revidiert (*d’Land*, 1. Dezember), dennoch wächst die Luxemburger Wirtschaft immer noch in beeindruckendem Tempo. Nämlich 2016 um 3,1 Prozent, dieses Jahr um 3,4 Prozent und 2018 um 4,4 Prozent. Indes soll die Inflation 2018 mit 1,4 Prozent sogar wieder langsamer steigen als dieses Jahr (1,7 Prozent). In der neuesten Konjunkturnote veröffentlicht das Statec auch thematische Analysen, von denen sich eine mit den Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt seit Ausbruch der Wirtschaftskrise beschäftigt. Darin stellt das Statec fest, dass die Krise nicht nur zum Anstieg der Arbeitslosenrate geführt hat, sondern auch zu anderen Phänomenen der Unterbeschäftigung, also dazu, dass Arbeitnehmer nicht so viele Stunden leisten können, wie sie wollen, unfreiwillig Teilzeit arbeiten. Die Rate der Unterbeschäftigung ist seit der Krise schneller angestiegen als die Arbeitslosenrate, von sechs Prozent auf 15 Prozent 2015. Die Zahl der einer Beschäftigungsmaßnahme zugeteilten Arbeitnehmer stieg ebenfalls stark an, von 3 100 im Jahr 2008 (1,4 Prozent der aktiven Bevölkerung) auf 5 300 Personen 2016 (zwei Prozent). Zur Entwicklung der Reallöhne (also die Bruttobezüge minus die Inflation) hält das Statec fest: „les salaires ont baissé en 2010, 2011 et 2012 et ne progressent que de 0,7 pour cent en 2016. Cette absence de pression sur les salaires, malgré une progression continue de l’emploi salarié, pourrait suggérer un degré plus important de sous-emploi sur cette période.“ Bedenkt man, dass über 40 Prozent aller Stellen auf dem Luxemburger Arbeitsmarkt von Grenzpendler besetzt sind, die oft unter prekäreren Bedingungen arbeiten, als die Gebietsansässigen, zeigen die Analysen des Statec wahrscheinlich nicht das ganze Ausmaß des Phänomens. ms

Gut gespielt...



Finanzminister Pierre Gramegna (DP, Foto: Mit Jeroen Dijsselbloem/ Consilium) erging es am Montag bei der Wahl zum neuen Vorsitzenden der Eurogruppe wie der Luxemburger Fußballnationalmannschaft: gut gespielt, aber trotzdem verloren. Gramegna schaffte es neben dem Portugiesen Mario Centeno in die zweite Runde, erlag aber dann dem Konkurrenten, weil nicht alle Kollegen, die ihm ihre Stimme zugesichert hatten, sich an ihr Versprechen hielten. Wer ihn verraten hat, wollte Gramegna nach der Wahl nicht kommentieren. ms

Ein kleines bisschen Transparenz



Finanzminister Pierre Gramegna (DP) und Justizminister Felix Braz (déi Gréng) stellten am Mittwoch die Gesetzesvorlagen zur Erstellung von Registern für die wirtschaftlichen Eigentümer von Firmen und Treuhandeinrichtungen vor, mit denen ein wichtiger Teil der bereits vergangenen Juni in Kraft getretenen vierten EU-Richtlinie zur Verhinderung von Geldwäsche und Terrorismusfinanzierung umgesetzt wird. Ersteres Register soll vom Betreiber der Handelsregister geführt werden, letzteres von der Einregistrierungsbehörde. Zum Register der wirtschaftlichen Eigentümer von Firmen sollen drei unterschiedliche Gruppen Zugang erhalten. Erstens die Behörden, denen im Kampf gegen Geldwäsche, Terrorfinanzierung und untergeordneten Straftaten wie der

Steuerhinterziehung per Gesetz Zuständigkeiten zugeschrieben werden. Zweitens Mitglieder der Berufsstände, die von gesetzswegen zur Kontrolle angehalten sind, wie Banken oder Versicherungen, Buchhalter und einige Berufskammern und Verbände, die ihre Mitglieder kontrollieren und regulieren (beispielsweise der Anwaltsorden und der Orden der Buchprüfer) sowie jede luxemburgische natürliche oder moralische Person, die im Zusammenhang mit Geldwäsche oder Terrorismusfinanzierung in einem Antragschreiben berechtigtes Interesse nachweisen kann. Eine noch einzusetzende Koordinierungskommission wird diese Anträge künftig einzeln prüfen und begutachten. Der Minister räumte ein, dass weder Gesetz noch Richtlinie klare Angaben machen, was unter „berechtigtes Interesse“ zu verstehen ist, schloss aber „Fischereiexpeditionen“ aus. Auch ein Journalistenkonsortium wie das ICIJ, so Braz, könne, wenn es einen Luxemburger Journalisten (als Strohmann) mit ins Boot nehme, auf diesem Wege Zugang zum Register bekommen. Der Zugang für Journalisten riskiert aber, eher theoretischer Natur zu bleiben. Denn um Informationen zu erhalten, müssten sie quasi die Arbeit von Steuerbehörden, Strafermittlern und Justiz abschließen. Wie sollen sie, ohne wirtschaftliche Nutznießer zu kennen, belegen, dass eventuell jemand Steuern hinterzogen, geschweige denn Geld gewaschen oder Terroristen unterstützt hat? Braz ließ sich am Mittwoch von derlei Einwänden nicht beeindrucken. Gegen die Entscheidungen der Kommission könne vor dem Verwaltungsgericht Klage eingereicht werden, wenn sie kohärent seien. Ein, wie Braz sagt, nicht zu unterschätzendes Instrument. Dabei vergisst der Minister die dabei anfallenden, nicht zu unterschätzenden Anwaltskosten und dass die Bescheide der Kommission nicht öffentlich sind, also niemand erfährt, ob ihre negativen Entscheidungen kohärent sind oder nicht. Mit den beiden Gesetzesvorlagen setze Luxemburg die Richtlinie um, unterstrichen die beiden Geld gewaschen oder Terroristen unterstützt werden, wenn sie kohärent seien. Ein, wie Braz sagt, nicht zu unterschätzendes Instrument. Dabei vergisst der Minister die dabei anfallenden, nicht zu unterschätzenden Anwaltskosten und dass die Bescheide der Kommission nicht öffentlich sind, also niemand erfährt, ob ihre negativen Entscheidungen kohärent sind oder nicht. Mit den beiden Gesetzesvorlagen setze Luxemburg die Richtlinie um, unterstrichen die beiden

weder Braz noch Gramegna verleiten lassen. Dem Finanzminister entfuhr lediglich, dass sie sich sicher nicht der Position der skandinavischen Länder annähere, deren Register bereits jetzt für jedermann frei zugänglich sind. ms

Apropos Geldwäsche

Bis Jahresende hatte die CSSF die Ergebnisse ihrer Untersuchung im Rahmen der Panama-Papiere angekündigt, doch Resultate liegen bis jetzt immer noch keine vor. Finanzminister Pierre Gramegna (DP) sagte auf Nachfrage am Mittwoch, er habe keinen Abschlussbericht erhalten und die Arbeiten dazu seien seines Wissens *ongoing*. Die CSSF hatte nach der Veröffentlichung der Papiere 2016 Banken und andere Akteure, die ihrer Aufsicht unterliegen, befragt, um herauszufinden, ob sie die geltenden Anti-Geldwäsche-Bestimmungen befolgt haben, wenn sie für Kunden Offshore-Gesellschaften gegründet haben. Doch danach stellte sich heraus, dass auch CSSF-Direktor Claude Marx als Direktor der HSBC Privatbank für Kunden Offshore-Gesellschaften bei der Kanzlei Mossack-Fonseca bestellt hatte. Danach wollte sich die CSSF nicht dazu äußern, ob im Rahmen der Untersuchung auch geprüft werde, ob sich die HSBC sich an die Anti-Geldwäschebestimmungen gehalten hat. Auf Fragen dazu, wie auch zu anderen Themen, reagiert die CSSF oft einfach gar nicht. Nun gibt es Hoffnung, dass irgendwann in nächster Zukunft auf der Route d’Arlon wieder jemand ans Telefon geht oder eine E-Mail beantwortet, denn derzeit sucht die Finanzaufsichtsbehörde einen „Expert en communication“, der nicht nur Texte, Artikel und Reden im Zusammenhang mit den Aufgaben der CSSF schreiben, sondern sich auch die „relation avec les médias“ kümmern soll. ms

Euroraumreform

Die EU-Kommission hat am Mittwoch Vorschläge zur Reform der Eurozone vorgelegt, die vorsehen, den Europäischen Stabilitätsmechanismus ESM in einen regelrechten europäischen Währungsfonds umzufunktionieren, der die Letztversicherung für den gemeinsamen Resolutionfonds für notleidende Banken übernehmen und Euro-Mitgliedstaaten in Schwierigkeiten

Prozent wird der öffentliche strukturelle Saldo 2017 den neuesten Berechnungen des Statec zufolge betragen. Das Statec führt einen höheren nominalen Saldo als im Frühjahr erwartet (rund 850 Millionen Euro; plus 600 Millionen Euro im Vergleich zum Frühjahr) an, der darauf zurückzuführen ist, dass die Steuerverwaltung dabei ist, mit großem Erfolg Gewerbesteuerrückstände aus den vergangenen Jahren einzutreiben. Das führt zu einem Anstieg der Gewerbesteuerereinnahmen um 26 Prozent in den ersten zehn Monaten im Vergleich zu den ersten zehn Monaten 2016. Als die Regierung im April 2016 entschied, ihr mittelfristiges Haushaltsziel von einem strukturellen Überschuss von 0,5 auf ein strukturelles Defizit von 0,5 Prozent zu senken, hatte ihr das allerhand Kritik von der Opposition aber auch von Arbeitgeberverbänden und anderen Verfechtern eines ausgeglichenen Haushalts eingebracht. Angesichts eines strukturellen Saldo von voraussichtlich 1,5 Prozent, meinte Statec-Direktor Serge Allegrezza am Dienstag während der Vorstellung der *Konjunkturnote*, dies sei der Grund, warum sich das Statec nie in diese Diskussionen eingemischt habe, „weil wir nicht verstehen, was das soll“. Die Diskussionen um die Senkung des mittelfristigen Haushaltsziels sind für ihn angesichts der Zahlen „metaphysischer Natur“. ms

helfen soll. Die Vorschläge sehen außerdem vor, den Fiskalpakt, dem zwischenstaatlichen Vertrag, mit dem die Defizitbremsen in den Euro-Ländern eingeführt wurden, ins EU-Recht aufzunehmen. Darüber hinaus hat die Kommission vorgeschlagen, das Amt eines ständigen EU-Finanzministers zu schaffen, der gleichzeitig Vize-Präsident der EU-Kommission und Vorsitzender der Eurogruppe ist. Der Vorstoß der Juncker-Kommission erntet nicht in allen EU-Hauptstädten Applaus. In Berlin wehrt sich die geschäftsführende Regierung ebenso gegen jede vermeintliche Vergemeinschaftung von Risiken wie die Vorgängerregierungen. ms

Schwarze Liste

Die EU-Finanzminister haben bei ihrem Treffen diese Woche in Brüssel eine Liste der Steuerparadiese festgehalten, auf denen 17 Länder gelandet sind: Bahrain, Barbados, Grenada, Guam, Macau, die Marshall-Inseln, die Mongolei, Namibia, Palau, Panama, Samoa, Amerikanisch-Samoa, St. Lucia, Südkorea, Trinidad und Tobago, Tunesien und die Vereinigten Arabischen Emirate. Da im Ministerrat alle davon ausgehen, dass die EU-Mitgliedstaaten sich an die EU-Gesetzgebung in Sachen Steuern halten, ist kein EU-Land auf der Schwarzen Liste. Da in der EU aber weder harmonisierte Besteuerungsgrundlagen noch einheitliche Sätze für die direkte Besteuerung existieren, gibt es dennoch EU-Länder, in denen sehr wenig beziehungsweise gar keine Steuern anfallen, wie Nichtregierungsorganisationen kritisierten, Sie forderten deshalb, auch Malta, Zypern, die Niederlande, Irland und Luxemburg auf die Liste zu setzen. ms

Experta

Le département « holding » (renommé département « ingénierie fiscale » puis « corporate engineering ») de la Banque internationale à Luxembourg (Bil) fut transformé en mars 2002 en filiale et baptisé Experta. Selon « Panama Papers », elle aurait été le meilleur client bancaire du cabinet panaméen Mossack-Fonseca, lui achetant 1 659 sociétés-écrans. Ce mardi matin, la cellule anti-fraude de la police belge a perquisitionné le siège bruxellois de la banque Belfius pour y évaluer l’ampleur de l’évasion fiscale organisée via des

sociétés-écran commercialisés par Experta. (Les deux entités faisaient un moment partie du même groupe, Dexia.) *Le Soir* cite un vieux mail d’un employé d’Experta se plaignant que « chaque décision doit être approuvée par le quartier général, ce qui freine le développement de notre business. » Les enquêteurs aimeraient maintenant comprendre ce que le terme de « quartier général » désigne. Devant la commission spéciale « Panama Papers » du Parlement belge, Wouter Devriendt, administrateur délégué de Dexia depuis mai 2016, avait déclaré que « dans le groupe (mais aussi en-dehors de celui-ci), nul n’ignorait la nature des activités de Bil et d’Experta ». Pour la petite histoire : les bureaux du département holding de la Bil étaient longtemps situés route d’Arlon, à l’endroit même où la CSSF a depuis fait bâtir son nouveau siège. bt



Travailler pour un Big Four

Société de cour

Bernard Thomas

« **Inoculer l’ADN** » Les Big Four emploient aujourd’hui 7 700 personnes au Luxembourg. C’est presque autant que les deux principaux employeurs, la Poste et les CFL, réunis. Dans les communiqués envoyés à la presse, les cabinets d’audit déclarent promouvoir « l’esprit de promo » (PWC), « inoculer l’ADN EY », faire vivre l’« expérience KPMG » ou partager « l’identité, la culture et les valeurs de la société » (Deloitte). En 2017, l’industrie de l’audit et de la consultance aura digéré quelque 2 000 « nouveaux talents », dont uniquement une partie infime s’exposera au darwinisme interne au-delà de quelques années. En 2015, dans une interview avec le *Land*, Antoine Deltour, ancien auditeur chez PWC converti en lanceur d’alerte, avait noté que « beaucoup de gens partent parce qu’ils ne supportent pas le rythme ou les responsabilités qui vont croissantes. Inversement pour supporter les conditions de travail, il faut que chacun trouve ses motivations. Les promotions rapides, les augmentations de paie qui vont avec... »

En septembre, une étude sociologique sur l’univers des Big Four est parue aux Presses universitaires de France sous le titre *Au cœur des cabinets d’audit et de conseil – De la distinction à la soumission*. Son auteur, Sébastien Stenger, aura mené 46 entretiens – soit 865 pages de retranscriptions – avec toute la nomenclature : du junior à l’associé, en passant par le senior, la manager ou le directeur. Il a également travaillé durant trois mois « incognito » – seuls quelques associés étaient au courant qu’il y faisait du terrain – dans le département audit d’un Big Four à Paris qu’il désigne pudiquement par le pseudonyme de « KPE ».

Issu d’une grande école de commerce (HEC Paris), le chercheur n’a pas eu de mal à se faire recruter comme stagiaire et à se couler dans le moule. (Même si, par moments, il est mal à l’aise avec « la sociabilité virile » qui y règne.) Il peut ainsi rapporter des anecdotes qui font le charme du livre, comme cette crise de nerfs de son superviseur : « Tu passes 80 pour cent de ton temps à faire des trucs qui servent à rien, à envoyer des pauvres trucs à des blaireaux au Luxembourg qui ne vont même pas le revoir. » (C’est d’ailleurs l’unique fois que le Luxembourg est mentionné sur les 263 pages du livre)

« **Up or out** » Ce qui fait la particularité des Big Four, c’est que les associés sont cooptés par leurs pairs au terme d’un processus d’inclusion et d’exclusion, le « up or out ». Celui-ci est très scolaire : les employés sont en permanence notés et classés et, une fois par an, un comité d’évaluation décide du passage de grades. Un junior 1 peut être promu à junior 2, un manager 2 à manager 3, un senior manager 4 à senior manager 5, etc. Toute la hiérarchie est mobilisée : les managers jugent les juniors, les associés les managers. Mais on se compare également entre collègues ; les bruits de couloir font et défont les réputations. Antoine Deltour expliquait ainsi que son départ volontaire de PWC avait surpris, car « le bonus ‘B’ que je venais de recevoir me distinguait un peu de la grande majorité des salariés ». Via la « consultation en stratégie » que les Big Four vendent à leurs clients (notamment à l’État luxembourgeois), ces méthodes de travail ont tendance à se diffuser. « Cette élite exerce un pouvoir symbolique d’imposition de la norme, note Stenger. C’est elle qui définit dans le milieu des affaires ce qui est supérieur et légitime ».

Ne pas passer le grade équivalait à une invitation à déguerpir. Redoubler est synonyme d’échec et peut



Les palais de Deloitte et de PWC sur le Ban de Gasperich

être vécu comme une humiliation. Les services en ressources humaines doivent préserver l’équilibre de cette pyramide. Car, aux différents étages hiérarchiques, il ne peut y avoir ni surpopulation ni sous-population. Pour maintenir la promesse d’une ascension, il faut que la firme génère de la croissance. Grâce au décollage *offshore*, les implantations luxembourgeoises auront fourni un terrain propice. En 2017, le taux de croissance était ainsi situé entre 7,1 (Deloitte), 8 (PWC) et 10,6 pour cent (EY).

Les auditeurs travaillent en équipes qui changent au fil des dossiers. Personne n’a de place assurée, et il faut constamment s’adapter, s’imposer. Cet ethos se matérialise dans la configuration intérieure des palais que les Big Four ont fait construire au Kirchberg et sur le Ban de Gasperich. Les firmes d’audit ont introduit une « clean desk policy » sans sentimentalité : chaque matin, les employés partent à la recherche d’une place disponible ; chaque soir, ils rangent leurs affaires dans un casier. Le lieu de travail comme lieu de mémoire a ainsi été aboli. Un collègue peut disparaître du jour au lendemain sans laisser de traces.

Au sein des Big Four règne un étonnant patriotisme local ; cette loyauté explique que les recrutements latéraux restent l’exception. Les cabinets d’audit sont enfermés dans une compétition entre qui peut présenter le plus grand chiffre d’affaires. Au Luxembourg, PWC (404 millions d’euros) règne en maître, suivi par Deloitte (295 millions), EY (197 millions) et KPMG (188 millions). Au sommet de la pyramide se trouve une « oligarchie d’associés ». Ce sont des commerciaux qui doivent générer du chiffre

d’affaires, démarcher de nouveaux clients. Sachant que le bénéfice est réparti là où il est généré, devenir associé d’un Big Four donne droit à une partie du gâteau. Or associé n’est pas égal à associé. Il n’y a ni linéarité ni automatisme dans la rémunération, et une fin de carrière peut coïncider avec une baisse de la paie. Selon le niveau de responsabilité et l’évaluations de la performance, un associé d’un Big Four au Luxembourg peut gagner quelque part entre 350 000 et deux millions d’euros par an, dont jusqu’à la moitié peut être versée en *stock-options*, c’est-à-dire largement défiscalisée.

« **Être visible** » Sébastien Stenger compare la vie au sein d’un Big Four à une « société de cour ». Un chacun tente de trouver un mentor dans le sillage duquel il pourra se frayer un chemin « à travers les arcanes byzantines de relations de pouvoir et de cooptation ». Pour faire carrière, il faut se distinguer, être visible, devenir « un entrepreneur de sa réputation ». Il ne faut surtout ne pas se retrouver isolé, à manger seul son sandwich durant la pause de midi. Afin de pallier aux sentiments de stress et d’angoisse que provoque le système « up or out », les recrues forment des alliances. « Dans les Big Four, il faut te faire une équipe, il faut se faire une PME à l’intérieur du truc », estime ainsi un consultant en stratégie dans un entretien avec Stenger.

Au Luxembourg, la fragmentation correspond souvent aux barrières linguistiques. Avec un succès mitigé, les Big Four tentent d’éviter la formation de cliques francophones et germanophones. Les Luxembourgeois sont très convoités, car à travers eux un Big



quelques grandes multinationales ayant leur QG au pays (comme Arcelor-Mittal, Amazon ou Ferrero) qui constituent le nec plus ultra. Les fonds d’investissement et petites holdings sont par contre considérés comme du « fourrage ».

Selon la CSSF, 84 pour cent des missions de contrôle légal des comptes sont réalisées par les Big Four. Leurs auditeurs doivent s’en tenir au programme, en suivant une méthodologie stricte, voire bornée. « Il s’agit juste d’exécuter bêtement comme un bon robot. Ils devraient embaucher des chimpanzés génétiquement modifiés, ça coûterait moins », lance ainsi un superviseur durant une mission d’audit à Sébastien Stenger. De ses interviews et observations, il conclut que les *geeks* de l’audit auraient du mal à adopter un « rapport dégradé ou pragmatique à la technique » qu’ils vivraient comme « une source de frustration qui conduit au sentiment de devoir mal faire leur travail ». Durant une formation, un manager met en garde les stagiaires contre le risque du « sur-audit » : « Mais bon, je ne devrais pas vous le dire mais on n’est pas là pour enculer les mouches ». Dans son dernier rapport d’activités, la CSSF critique de manière générale « une tendance à minimiser, voire à ignorer les risques de fraude, de façon à ne pas devoir mettre en œuvre des procédures d’audit complémentaires ». Et plus loin : « L’utilisation de *checklists* ne doit pas se substituer à l’exercice d’un esprit critique ».

« **Ascèse** » Pourquoi se soumet-on à une « ascèse » du travail ? C’est la question à laquelle tente de répondre Sébastien Stenger. Les raisons communément avancées – la formation, le CV et la rémunération – lui semblent insuffisantes. L’engagement dans un Big Four serait en partie « affectif » et toucherait à « l’identification, la distinction et l’appartenance à l’élite ». Bref, le système « up or down » comporterait des « enjeux narcissiques ».

Le prestige au sein d’un Big Four se définit par la capacité d’endurance face au travail. La période de clôture des comptes, qui s’étend de janvier à avril, est ainsi la *busy season*, celle des nuits blanches. La compétition devient une valeur en soi. Les auditeurs interrogés par Stenger insistent sur l’intensité et l’excitation : « Je trouve qu’il y a vraiment un côté grisant, c’est un peu comme de la drogue », dit une manager. Le Code du travail luxembourgeois interdit de dépasser la journée de dix heures. Mais cette limitation légale du temps de travail ne s’applique pas aux « cadres supérieurs ». La pléthore de managers peut donc trimer jusqu’à pas d’heure. Plus on monte dans la hiérarchie, plus on accumule du travail.

Les femmes constituent presque la moitié du personnel des Big Four. Mais parmi les associés, elles deviennent plus rares. Chaque Big Four dit vouloir promouvoir les femmes et l’ancienne cheffe de PWC Luxembourg, Marie-Jeanne Chèvremont-Lorenzini, comptait mondialement parmi les premières femmes à être nommées *managing partners*. Or l’enquête de Sébastien Stenger met en évidence « la difficulté non pas tant d’être femme dans le cabinet que d’être mère », respectivement de porter une charge familiale. Et de citer une manager : « Les gens ils n’aiment pas les femmes qui vont chercher leurs gamins. Moi je comprends, parce que du coup, tes assistants ils sont là jusqu’à minuit alors que toi t’es rentrée chez toi. Certes tu te reconnectes depuis ta maison, parce que tu continues quand même à bosser chez toi. Mais ce n’est pas pareil. »

Solipsisme Le stakhanovisme comporte un aspect de mise en scène. « Les heures passées après minuit ça ne sert à rien de travailler, c’est surtout pour te rassurer », dit ainsi un senior à Stenger. Le sociologue voit dans cette ostentation une forme de surcompensation. Car le statut d’élite des employés des Big Four resterait précaire : « Les recrutements de masse et leur position médiane rendent ce prestige moins incontestable. »

Les valeurs et contraintes sont intériorisées par des employés qui acceptent la compétition comme un défi sportif. La facilité ou la difficulté avec laquelle ils s’en affranchissent dépend du degré d’identification à leur travail. « Une plus faible intégration dans le cabinet favorise la possibilité de se projeter hors du cabinet », écrit Stenger. Or pour les jeunes expatriés, loin de leurs familles et de leurs amis de jeunesse, l’intégration passe par le travail. Vivant en colocation, sortant entre collègues pour un *after-work* et passant les week-ends à faire du « team-building », les jeunes talents risquent de tomber dans un solipsisme *corporate*.



Plus de profondeur

Découvrez le Lëtzebuurger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1



BUSINESS À LA SUÉDOISE

LA VOLVO XC90

En tant qu'entrepreneur, vous savez sans aucun doute que les Suédois ont une vision très particulière de l'entreprise. Une organisation horizontale, des journées de travail de 6 heures, la pause-café appelée "Fika", etc. Tout tourne autour de l'efficacité et des gens. Chez Volvo aussi, nous concevons des voitures pour les gens. L'alliance d'un intérieur confortable et élégant à des technologies intelligentes telles que l'Adaptive Cruise Control, le Pilot Assist et l'Apple Car Play® vous permet de prendre votre temps pendant le trajet pour ce qui compte vraiment : vos idées, pour votre entreprise et pour vous-même. Vous aimeriez en savoir davantage sur notre business model suédois ? Découvrez-en plus à son sujet lors d'un essai.

**Il y a maintenant une Volvo XC90
avec kit roues hiver 18" et Business Line Edition offerts***

2,1 - 8,1 L/100 KM | 49 - 184 G CO₂/KM (NEDC)

Dealer

AUTOPOLIS
Zone d'activités Bourmicht
L-8070 BERTRANGE
www.autopolis.lu +352 43 96 96-2500

AUTOPOLIS NORD
Zone artisanale et commerciale, 8
L-9085 ETTTELBRÜCK
www.autopolis.lu +352 81 24 99

COLLÉ PREMIUM CARS
Route de Bascharage
L-4513 NIEDERKORN
www.colle.lu +352 26 26 45 - 1

 **DONNONS PRIORITÉ À LA SÉCURITÉ.** Informations environnementales (A.R. 19/03/2004): www.volvocars.lu.
* Offre valable à l'achat d'une nouvelle Volvo XC90, jusqu'au 31/12/2017. Visuel présenté à titre d'illustration.

Peer-to-Peer-Versicherungen: Kontrolle ist gut, aber Vertrauen ist billiger

Einer für alle, alle für einen



Martin Ebner

Um Wertschöpfungsketten zu sprengen, setzen *InsurTechs* nicht nur auf Big-Data, Algorithmen und künstliche Intelligenz, sondern auch auf eine einfache, altherwürdige Idee: solidarische Absicherung

Martin Ebner

Fahrradraub, Feuersnot oder Blutkrebs: Versicherungsmakler malen gerne Unheil an die Wand. Eigentlich ist es nur fair, wenn jetzt den Policen-Händlern selbst Angst gemacht wird. Im vergangenen Jahr haben *InsurTech*-Firmen mehr als zwei Milliarden US-Dollar von Investoren eingeworben. Das ist zwar noch gut zehn Mal weniger Geld als für *FinTechs*, die Bankfilialen ausrotten. Die Kampfansage reicht aber, um die behäbige Welt der Assekuranz in Aufregung zu versetzen. Ohne Absicherung gegen Risiken wird es auch in Zukunft nicht gehen – aber braucht es dazu Drückerkolonnen und Versicherungskonzerne? Kommerzielle Herausforderer und idealistische Vereine entdecken erneut ein altbewährtes Modell: Gegenseitigkeit und Solidarität.

„Gebt Euer Geld lieber für die schönen Dinge im Leben aus anstatt für überteuerte Makler, schicke Hochhäuser und fette Provisionen“, wirbt zum Beispiel Crowdheroes. Diese Auktionsplattform will Versicherungswünsche bündeln, durch Marktmacht die Preise purzeln lassen und letztlich Erstversicherer ausschalten, um selbst mit Rückversicherern zu verhandeln. „Das Potential zur Kostenreduzierung ist sehr groß“, rechnet Johannes Matthias vor, der Gründer des Berliner Startups: Gerade einmal 15 Prozent der Versicherungsprämien würden derzeit für Schäden ausgegeben, der Rest gehe drauf für Vertrieb und Verwaltung, Kontrolle und Gewinne. Die Branche sei reif für eine „digitale Revolution“.

Versuche, den Versicherungsmarkt à la Uber oder Airbnb aufzurollen, werden gebremst durch hohe Eintrittsbarrieren: eingeführte Marken, viele staatliche Vorschriften, langjährige Verträge, hoher Kapitalbedarf für Rücklagen. Die Platzhirsche profitieren vorerst auch davon, dass sie Geld anlegen konnten, als es dafür noch Zinsen gab. Lange wird das aber Newcomer mit hippen Namen wie Schutzclick, Fairr, AppSichern oder Versicherix nicht aushalten.

Versicherungsgesellschaften haben oft keine Ahnung, wer ihre Kunden sind. Amazon oder Facebook wissen dagegen über Gesundheitszustand und Leben ihrer Nutzer bestens Bescheid: Sie können Risiken viel genauer berechnen

Weltweit scharren schon mehr als 1 000 *InsurTech*-Firmen mit den Hufen. Die Beute ist zu verlockend: Allein in Deutschland kassieren Versicherungen über 193 Milliarden Euro pro Jahr an Prämien; sie verwalten ein Drittel des gesamten Vermögens.

Fast schon sadistisch haben in den letzten Monaten Unternehmensberater Studien veröffentlicht zu absehbaren Auswirkungen der Digitalisierung auf das Versicherungswesen: ob Capgemini („sehr disruptiv“), McKinsey („inspirierende Bedrohung“), EY („disruptives Potential“), KPMG („Innovations-Imperativ“), PWC („keine Moderscheinung“) oder Oliver Wyman („radikalster Wandel“). Deloitte hat gar einen monatlichen „InsurTech-Podcast“ eingerichtet.

Der Ton schwankt zwischen Hype und Hysterie. Etablierte Versicherungen haben demnach drei Optionen: Entweder sich selbst kannibalisieren und mit *Blockchain* oder anderen Technologien ihre Kosten drastisch drücken. Oder beliebig austauschbare Dienstleister werden für Software-Konzerne und Betreiber von Internet-Plattformen, die den eigentlichen Reibach machen. Oder pleitegehen.

Jetzt rächt sich, dass Policen gern über halbseidene Agenten vertrieben werden und es kaum direkten Kontakt mit Konsumenten gibt: Versicherungsge-

sellschaften haben oft keine Ahnung, wer ihre Kunden sind. Digital-Firmen wie Amazon oder Facebook wissen dagegen über Gesundheitszustand und Leben ihrer Nutzer bestens Bescheid: Sie können Risiken viel genauer berechnen. Datenschutz ist ohnehin nur eine europäische Marotte: In Südafrika zum Beispiel verknüpft Discovery Health Genom-Analyse mit Versicherung. Wohl nicht zum Spaß hat sich Google bereits für mehrere US-Staaten Versicherungslizenzen besorgt.

Um Wertschöpfungsketten zu sprengen, setzen viele *InsurTechs* aber nicht nur auf Big-Data, Drohnen, Algorithmen und künstliche Intelligenz, sondern auch auf eine einfache, altherwürdige Idee: solidarische Absicherung. Sich in kleinen, überschaubaren Gruppen unter die Arme zu greifen, erspart Verwaltung und vermeidet Betrug. Schon im Mittelalter gab es Schutzgilden auf Gegenseitigkeit. In Deutschland haben Polizisten, Gefängniswärter und Pfarrer bis heute Vereine, die bei Notfällen Beistand leisten.

Mittlerweile nennt sich das „Peer-to-Peer-Versicherung“. Beispiele dafür sind InsPeer aus Paris und Friendsurance aus Berlin: Eine Gruppe schmeißt Geld zusammen, um bei einer traditionellen Versicherung etwa Kfz- oder Haftpflicht-Policen mit hoher Selbstbeteiligung zu kaufen. Das dabei gesparte Geld wird genutzt, um kleine Schäden unbü-

rokratisch innerhalb der Gruppe zu regulieren – und ansonsten rückerstattet. Die holländische Stiftung CommonEasy will bei Berufsunfähigkeit sogar ganz allein mit dem eigenen Beitragspool auskommen. Das planen in London auch Guevara für Kfz-Schäden und Cyclesyndicate bei Fahrraddiebstahl. Das von drei Russen gegründete Startup Teambrella baut eine Plattform auf, wo beliebige Gruppen sich zu selbstgesetzten Regeln mit eigenen Bitcoin-Konten absichern können: Versichert Euch, wie Ihr wollt!

Die bereits in fünf US-Bundesstaaten aktive Peer-to-Peer-, Blockchain- und auch sonst coole Sachversicherung Lemonade vergibt einen Teil der rückzuerstattenden Gelder an gemeinnützige Organisationen. Wer da falsche Rechnungen einreicht, betrügt nicht nur die Versicherung und die Freunde aus seiner Gruppe, sondern auch Greenpeace und das Rote Kreuz. Nicht uninteressant für eine Branche, in der Schummelei und Kontrolle wesentliche Kostenpunkte sind. Zu den größten Investoren von Lemonade gehört übrigens die Allianz SE. Durchaus denkbar, dass diese Beteiligung einmal mehr wert sein wird als das Stammhaus. Ähnliche Überlegungen bewegten wohl auch die Koblenzer Debe-ka, Europas größte private Krankenversicherung, bei Ottonova einzusteigen, Deutschlands erster „rein digitalen Krankenversicherung“.

InsurTechs haben bei Community-basierten Versicherungen die größten Chancen, aber nur ein geringes kommerzielles Potential, mäkeln Marktstudien von Oliver Wyman. Die meisten Menschen fragen sich eher, wieso ihre Absicherung überhaupt Dividenden für irgendwelche Investoren abwerfen soll. In Deutschland wachsen trotz staatlicher Schikanen und heftiger Gegenwehr bereits vier ehrenamtlich verwaltete, nicht berufsständische Solidargemeinschaften. Sie wollen besser, günstiger und persönlicher als Versicherungen sein.

Artabana wurde vor 30 Jahren in der Schweiz von einem Arzt gegründet. Die anthroposophisch angehauchte Bewegung schwappte 1999 über den Rhein. In Deutschland gibt es jetzt rund 220 Artabana-Gruppen mit 2 500 Mitgliedern. Samarita wurde 1997 von alternativen Finanzdienstleistern in Bremen gegründet und hat nun rund 350 Mitglieder. Solidarkunst mit 45 Teilnehmern entstand 2004 in Freiburg, im Jahr 2013 folgte in Überlingen die Gründung von Solidago mit heute rund 285 Mitstreitern – beide zunächst mit dem Ziel, alternative Heilverfahren zu finanzieren.

Diese Unterstützungsvereine für den Krankheitsfall sind dezentral in lokalen Gruppen mit jeweils 5 bis 30 Mitgliedern organisiert. Diese legen die Beiträge selbst fest (bei Solidago fix zehn Prozent des versteuerten Einkommens). Für Großfälle wie Krebsbehandlung sichern sie sich mit überregionalen Fonds ab; Samarita hat auch eine herkömmliche Rückversicherung. Über Auszahlungen entscheiden die Mitglieder bei ihren regelmäßigen Treffen. Arzt- und Therapiewahl sind weitgehend frei. Um Staatsgrenzen scheren sie sich auch nicht: Vielleicht ist ja das Krankenhaus in Frankreich netter? Die Mitglieder haben keinen Rechtsanspruch auf bestimmte Leistungen, stattdessen versprechen sie sich gegenseitig tatkräftige Hilfe. Das kostet Zeit und Engagement und funktioniert nur mit solidarisch eingestellten, eigenverantwortlichen Menschen.

Obwohl die kleinen Solidargemeinschaften keine aktive Werbung machen und neue Mitglieder nur nach monatelanger Probezeit aufnehmen, sind sie den gesetzlichen und privaten Krankenkassen ein Dorn im Auge: Die Alternativen ziehen besonders Angehörige von Heilberufen an – gesundheitsbewusst, auch Gutverdiener, also „gute Risiken“. Außerdem könnte ihr Beispiel Schule machen.

Da es in Deutschland eine Krankenversicherungspflicht gibt, können etablierte Versicherungen ihren Kunden den Wechsel zu einer Solidargemeinschaft verweigern. Eine Münchnerin, vertreten von dem Rechtsanwalt und Ex-Innenminister Otto Schily, prozessierte seit 2011 gegen die Barmer Ersatzkasse, die sie nicht zu Samarita ziehen lässt. Im Juli 2017 wies nun das Bundessozialgericht diese Musterklage aus formalen Gründen ab. Rechtlich operieren Solidargemeinschaften oft weiterhin in einer Grauzone.

Die staatliche Skepsis ist verständlich: Die Versicherungswirtschaft zahlt viel Steuern und bietet gute Versorgungsleistungen für Politiker. Allein in Deutschland beschäftigen derzeit rund 550 Versicherungsunternehmen noch insgesamt mehr als eine halbe Million Angestellte. Die tröstet vielleicht, dass die amerikanische Peer-to-Peer-Startup Dynamis durch Auswertung von Daten des Internetportals LinkedIn die Arbeitslosenversicherung unschlagbar günstig machen will.

Chronique Internet

Étrange et effrayant univers des clips pour enfants

Jean Lasar

Quels clips les enfants en bas âge aiment-ils regarder sur Internet ? Dans un article détaillé publié sur *Medium*, James Bridle s’est attaché à décrire l’univers des clips enfants qui fleurissent sur le Web. Un monde à première vue parfaitement anodin mais qui, examiné de plus près, révèle des tendances assez effrayantes. Qui l’eût cru, mais les déballages filmés d’œufs-surprise, ces petits gadgets emballés dans des coquilles, font un tabac chez les enfants. Pour nous, pauvres adultes désespérément

insensibles au charme de ces stripteases du plastic, difficile de comprendre ce qui rend ces scènes aussi palpitantes pour les internautes en herbe, parmi lesquels il faut compter les bébés attelés aux écrans. On y voit une paire de mains ouvrant un de ces œufs, retirant l’emballage extérieur après en avoir exhibé l’iconographie, dépliant le papier entourant le gadget, extrayant l’objet d’un sachet, posant l’objet après l’avoir fait tourner quelques secondes entre les doigts ou l’avoir actionné, pour ensuite passer à l’œuf suivant et répéter l’opération. D’autres clips consistent à filmer religieusement le déballage de jouets, avec parfois quelques petits interjections ou une petite musique entraînante.

Il y en a des milliers de cet acabit. Les canaux proposant ces clips parviennent à accumuler des milliards de vues. Même si, comme le fait remarquer James Bridle, il existe un doute sur la fiabilité de ces chiffres (que les animateurs de canaux peuvent gonfler artificiellement à l’aide de robots), aucun doute n’est permis sur l’ampleur du phénomène. Ainsi, « Blu Toys Surprise Brinquedos & Juegos », créé en 2010, compte 3,7 millions d’abonnés et six milliards de vues, un chiffre que Bridle met en regard des dix milliards de vues accumulées par Justin Bieber ou des douze milliards dont peut se vanter le *pure player* PewDiePie.

D’autres canaux sont spécialisés dans les comptines et autres chansons enfantines, avec par exemple Little Baby Bum, le septième canal le plus populaire sur YouTube, qui compte 515 clips, 11,5 millions d’abonnés et pas moins de treize milliards de vues. Les clips peuvent durer de quelques minutes à une heure et plus dans le cas des compilations. D’autres canaux cherchent à fidéliser leurs jeunes spectateurs en jouant sur

la peur, avec des créatures et des situations suffisamment effrayantes pour les titiller mais sans aller jusqu’à les faire fuir, par exemple en incluant des armes dans des saynètes faisant intervenir des héros de jeux et de dessins animés bon enfant. Bien que le contenu proposé reflète souvent la production de grandes marques come Disney ou Mattel, certains de ces canaux sont confectionnés par des artistes du copier-coller qui ne s’embarrassent pas de questions sur la propriété intellectuelle et mêlent des clips originaux réputés sûrs avec des contenus plus problématiques. À l’ombre de dénominations innocentes, certains canaux se sont aventurés plus loin, ajoutant violence et sexe à ces contenus bâtarisés.

James Bridle souligne le caractère infiniment répétitif des clips proposés, avec des titres et des scénarios clairement développés par des algorithmes qui brodent sans relâche sur des thèmes éprouvés (exemple : « Buried Alive Outdoor Playground Finger Family Song Nursery Rhymes Animation Education Learning Video »). Ce n’est pas que le monde anglophone qui est concerné : des canaux analogues visent par exemple les enfants tamouls ou malaysiens. On assiste à l’emballage incontrôlé d’un mode de production de contenus régi par l’automatisation (pour la confection des clips) et les algorithmes (pour déterminer ce qui séduit les enfants).

YouTube a réagi à la publication de l’article de James Bridle et à d’autres articles mettant en avant l’ampleur et les dangers de ce phénomène, notamment dans le *New York Times*, en lançant une purge de ces contenus. Les clips les plus problématiques pointés par James Bridle n’y sont désormais plus visibles. L’entreprise a annoncé vouloir engager des milliers de modérateurs pour reprendre la main et faire cesser ces abus.

Zoom op d’Sprooch

Déi nächst[e] Strooss ass déi besch!

François Schanen

Dës Kéier war et net besonnesch schwéier fir en neit Thema fir mäi Zoom ze fannen. Just menger Frëndin hir Mailbox opmaachen – a scho steet breet op mengem Écran déi einfach Fro: „Firwat soe mer meeschtens déi *nächst* Woch (Akk./Nom. am F. Sg.), awer déi *nächste* Kéier (Akk./Nom. F. Sg.)?“ Obschonn een och déi *nächste Woch* an déi *nächst Kéier* soe kann. Just equivalent Varianten?

Ee Moment hunn ech geduecht, meng Korrespondentin wëlt mech op den Terrain vum Neologismus *nächst* verféieren. Neen. Och wann een et selwer aus de Beispiller vum *LOD* erausliese muss (*d’nächst Woch* *fuere mir a Frankräich; déi nächste Kéier* *muss de besser oppassen*), sou geet et dach kloer ëm e Beräich vu Varianten, ëm reduzéiert a besonnesch ëm zousätzlech *-en* / *-t*- Flexiounsmorphemer vun Epithèten¹.

Vläicht ass et elo awer dach net iwwerflësseg, sech Froen iwwer d’Flexioun vun de Lëtzebuergeschen Epithèten ze stellen. E Mataarbechter vun der *lb. Wikipedia*, dee vill Korrektüre mécht, huet eemol behaupt, datt vill vun den Auteure vun der Enzyklopedie hir Deklinaisounen net kéinten². Oder ass déi Saach guer net esou einfach wéi gemengt? Ass et wierklech sécher, datt et nëmmen eng eenzeg méiglech Flexiounsform pro Kasus, Genus, Numerus gëtt ? Oder musen och heiansdo niewent „enger sougenannter richteger“ Form e puer Doubleten oder Varianten ugeholl ginn? Diskussioun wéi déi iwwer *gekacht Ee* an der *lb. Wikipedia.org* sinn intressant, an de Zoom op d’Sprooch am *Land* vum 28.03.2014 „Ee gekachtent Ee, verwinnte Leit a verkraschen Aen“ weist, datt et a verschiddenen Flexiounen d’Méiglechkeet gëtt fir zousätzlech Epithète-Morphemen *-en* / *-t*- (F. Schanen / J. Zimmer: *Lëtzebuergesch Grammaire*, Schortgen, 2013, §§ 214-216).

Schonn um Enn vum 19. Joerhonnert – wéi dem Wenker seng Questionnaires agesammelt goufen – war gewosst, datt d’Musel erof an am Iechternacher Dräieck fir d’Epithète am K1 Neut. keng Endung mat *-t*- gebraucht gouf: *mäi kleng Haus, ’t ass schéi Wieder, ech sinn an d’kal Waasser gefall, mäi léif Kand*, soten se d’Musel erof, an net *mäi klengt Haus, ’t ass schéint Wieder, an d’kaalt Waasser, mäi léift Kand*.

Nach nom Zweete Weltkrich huet de R. Bruch op senge Sproochkaarten op dës lokal Variant ouni *-t*- higewisen, vun där duerno an der *Grammaire*



Ob déi nächst Strooss oder déi nächste Strooss besser ass, ass eng Fro vun den Epithèten

Firwat soe mer déi nächst Woch, déi nächste Kéier, déi nächst[e] Strooss?

vum Men (2005) net méi Rieds goug. Du gouf dann am Neut. Sg. d’Endung *-t*- generaliséiert an als standardiséiert ugesinn, wat selbstverständlech deene Lëtzeburgophonen net gefall huet, déi keen *-t*- benotzen. Ausser der standardiséierter Flexiounsendung *een/dat klengt Haus* am Neut. Sg. an der lokaler Miseler Variant ouni *-t*-, hu mer dann *een/dee klenge Jong* am K1 (Akk./Nom.) Mask. Sg.; *eng/déi klengØ Maus* am F. Sg. Ø *zwou wäissØ Mais/ déi zwou wäissØ* am Pl.

Déi aner Flexiounssequenzen, déi derbäi koumen, waren: Am K2 (Dat.) Mask. Sg. *mat rou-dem Wäin*; am Neut. Sg. *a kalem Waasser*; am Mask. *deem roude Wäin*; am Neut. *an deem kale Waasser*; am Fem. *mat grousser Gedold, mat der léiwer Gedold*; Pl.: *bei deene klengen Haiser*; am méi rare K3 (Gen.) M. Sg. *enges schéinen Daags*; F. Sg. *denger Meenung* no; Pl.: *hues de där spezieller Tricken nach méi?*

An dräi Zorte vun Epithèten op d’mannst kann elo **d’Deklinationsssequenz mat engem zousätlechen** *-en* erweidert ginn: 1) Wann d’Epithète en adjektivéierte schwache Partizip op *-t*- ass, 2) en adjektivéiert Superlativform op *-st* oder 3) en adjektivéierte Partizip mat engem haut labille staarken *-en*.

1) Vun de **schwache Partizipen op -t**- seet de R. Bruch an sengem *Précis*, datt „attributiv gebrauchte Partizipien schwacher Verben geläufig durch *-en* erweitert werden“ (§ 25,7 d, S. 84). Hien zitëiert: *en zesummegepecht(-ent) Bild, e gepant(-ent) Päerd, eng gefléckt(en) Auer, am*

*geméit(en)e Gras*³. Weider Beispiller sinn am K1 F. a Pl. *eng geschwate Sprooch, geschwate Sproochen*; am K1 Neut. *en zerbranntent Haus* an am K1 Pl. *gekachte Gromperen, gemoolte Biller*.

En ass och am K2 Pl. méiglech: *verwinnte Leit, mat verwinnt(en)e Kanner, an deene geschwat(en)e Sproochen, mat ausgelooß(en)e Kanner*. Fir e komplette Paradigma ze zitëieren, deen sengerzäit an der *Diskussioun* um Site *lb. Wikipedia.org* a Fro gestallt gouf, ass et am K1 Sg. *ee lues gekachtent Ee* an am K1 Pl. *lues gekachten Eeër*. Am K2 Sg.: *mat engem lues gekachten Ee* an am K2 Pl.: *mat lues gekachten / gekachtenen Eeër*.

2) Déi sougenannt **Superlativform** huet *-st* um Enn. Et ass also verständlech, datt se duerch en zousätzlechen (meescht fakultativen) *-en* erweidert ka ginn. Beispiller aus der *Grammaire* vum Men sinn (§§ 110 an 112) am K1: *dat eelst(ent) Kand, dat klengst(e) Geschenk, déi schwéierst(e) Course, déi frechst(e) Bouwen, déi déckst(e) Gromperen*. „Eis Sprooch versuergt sech do, wou si hir décksten an déifste Wuerzelen huet“, schreift de

Lex Roth. D’*Grammaire* vum Men seet vum Superlativ: „On peut ajouter au nominatif et accusatif *-e(n)* au féminin, neutre et au pluriel.“

3) Méi schwéier ass d’Analys vun den zweete Partizipen mat **engem haut labillen staarken** *-en*, dee beim deklinéierten Epithète nees obligatoresch erëmkennt: *mäin Hiem ass zerrass → mäin zerrassent Hiem; hir Ae sinn zerkrasch → hir zerkraschen Aen*. Den *-en* ass selbstverständlech net op de Neutrum begrenzt: *en ugebassenen Apel, ugebassen Äpel; eng ageschloe Fënster; ageschloe Fënsteren; nieft enger ageschloener Fënster; eng Auer ass verluer → eng verlueren Auer → verlueren Aueren*.

D’Flexiounsforme vun den Epithèten (déi sougenannt Morphemer) si meeschtens bekannt, mee d’Kombinatiounen vun de méigleche Varianten, déi den Text verkierzen oder verlängeren (besonnesch déi zousätzlech *-en* an *-t*- Morphemer), mussen onbedéngt an enger Grammaire ernimmt ginn, well si fakultativ no engem adjektiveschen Endungs-*-t*⁴ oder Superlativ-*-st*⁵ oder no engem schwache Partizip-*-e*⁶ kënne virkommen oder bei staarken 2. Partizipen en ewechgefallenen *-en* kompenséiere kënnen⁷. Awer den zousätzlechen *-en* ass net ëmmer fakultativ⁸. Duerfir kann och keng prioritär néideg Flexioun ëmgang ginn.

¹ Epithète ass eng attributiv Funktioun am Nominalgrupp. Formell awer kann d’Epithète en Adjektiv och an der Superlativform sinn (*kaalt Wieder, dat flottst(e) Buch*), eng adjektivéiert Partikel (*en oppent Geschäft*), e Partizip II (*ee gekachtent Ee, verschasse Leit*), e Partizip I (*ee bedeitend Buch*).

² „Bei all de Verbesserungen, déi ech bis elo gemaach hunn, hunn ech festgestallt, datt der vill vun onsen Auteuren net richtig deklinéiere kënnen.“

³ Well de Robert Bruch den Iwwergang vun de staarken Verben an d’Kategorie vun de schwachen envisagéiert, stinn d’Suffixen *-t* (schwaach) an *-en* (déi staark Erweiderung) niewentenee: méi präzis misst nottéiert ginn: *en zesummegepecht / tent Bild, eng gefléckt / ten Auer...*

⁴ Adjektiv-Epithèten op *-t*: *déi éischt(e) / drëtt(e) / lescht(e) Kéier, eng goldbrodéiert(en) Decken*

⁵ Superlativformen op *-st*: *déi déckst(e) Frënn, déi schéinst(e) Figur(en), dat flottst(e) Lidd, déi nächst(e) Woch, déi nächst(e) Kéier, déi nächst(e) Strooss*

⁶ Schwach Partizipen op *-t*: *zesummegeullt(en) Zeitungen, gefléckte Schong, gekachte Kéis, ee gekachtent Ee*

⁷ Kompenséierte staark Partizip *-en*: *een zerrassen(e) Pullover, ee verkraschent Gesicht, beschasse Leit*

⁸ Cf. Diskussioun *Gekacht* op *Wikipedia*: *eng oppen* (obligatoresch) *Dier, zerkraschen* (obligatoresch) *Aen*

Zu Gast

Une capitale pour les riches ?

David Wagner

Il aura fallu attendre de longues semaines avant que la nouvelle coalition DP-CSV, qui dirigera désormais la capitale, daigne dévoiler son programme pour les six années à venir. En fait, il n'existe pas d'accord de coalition à proprement parler. Seul un maigre communiqué de deux pages avait été publié par les coalitionnaires, laissant aussi bien les habitants de la ville que les conseillers sur leur faim.

Finalement, la déclaration échevinale a été distribuée et présentée par la bourgmestre ce lundi. 37 pages de déclarations d'intention à laquelle les conseillers sont priés de répondre le vendredi de la même semaine, c'est-à-dire aujourd'hui. On aura vu plus démocratique. Mais ce n'est pas étonnant. La démocratie – et pas uniquement la démocratie de base – n'a jamais été le fort du parti qui se nomme – paradoxalement – ainsi.

S'il n'y avait aucune illusion à se faire avec la coalition précédente, l'actuelle n'augure rien de bon. Tout

le monde s'accorde pour élever la problématique du logement au rang d'urgence nationale. Le problème, c'est que les vieux partis, notamment les partis bourgeois que sont le DP et le CSV, n'ont aucun intérêt à changer quoi que ce soit aux rapports de propriété et aux intérêts de promoteurs. Mais ce fut également le cas des néo-petits-bourgeois verts.

Ce lundi au plus tard, les nouveaux maîtres du Knuedler ont à nouveau dévoilé quelle est leur conception de la politique du logement : tout va pour le mieux dans le meilleur des mondes, à part pour quelques malchanceux auxquels il faudra bien octroyer quelques logements « sociaux ». Telles des dames patronesses, ils leur concéderont quelques habitations à « coût modéré », dont, soit dit en passant, l'on ne connaît toujours pas le montant.

Le plus inquiétant, c'est que la coalition Polfer-Wilmes a définitivement enterré la lutte contre la spéculation locative et foncière.

À l'image du gouvernement, le collège échevinal ne veut pas admettre qu'il appartient aux pouvoirs publics, État et communes, de mener une politique de logement en aquérant massivement des terrains et construisant eux-mêmes. Or, la nouvelle majorité, si elle dit vouloir acquérir de nouveaux terrains et y bâtir des logements, c'est pour mieux les revendre sur le marché privé par la suite !

Un corollaire non moins important est la question de la fiscalité communale : la capitale dispose d'un des taux de l'impôt commercial les plus bas du pays, ce qui contribue à accentuer la concentration des entreprises dans son sein. Actuellement, le ratio est de 1,5 bureau pour un logement. Nous en connaissons l'impact sur la mobilité et sur le logement. Malheureusement, la nouvelle coalition continue à mener l'ancienne politique de dumping fiscal.

La ville de Luxembourg est belle – ce n'est pas du chauvinisme local que de le constater. Peu étonnant dès lors qu'elle soit tant convoitée. Ce qui m'attriste, en tant que *Stater* de naissance, ce qu'elle soit gouvernée par des forces politiques qui la destinent aux plus riches, à l'image du Royal-Hamilius.

Car si on doit accabler la nouvelle coalition, il ne faut pas oublier que l'ancienne n'a rien fait pour contrer le phénomène de « gentrification ». Au contraire même, car les Verts, représentants de la nouvelle petite-bourgeoisie branchée, se sont depuis longtemps soumis aux dogmes libéraux. Ainsi le tram, s'il desservira confortablement, sera conduit, société privée oblige, par des chauffeurs payés au lance-pierre. Une situation qui n'a pas gêné les libéraux bleu-vert mais que les libéraux bleu-orange ne mettront probablement pas en question.

L’immigration dans le football luxembourgeois

Influence du football de rue et du football en club sur l’inclusion des immigrés

Le mémoire du jeune historien Jean Ketter, dirigé par Denis Scuto à l'Université du Luxembourg et primé meilleur mémoire de Master 2 par la Fondation Robert Krieps, analyse en détail les différentes vagues d'immigration au Luxembourg à partir de la fin du 19^e siècle, en particulier dans le Bassin minier. Il revisite le mythe de l'intégration soi-disant facile des premiers Italiens par le sport alors que cette intégration a été plutôt le résultat d'un faisceau d'éléments dont la scolarisation au Luxembourg, la vie professionnelle ou le mariage.

Dans ce contexte le football de rue a permis aux jeunes immigrés d'entrer en contact quotidien avec leurs camarades luxembourgeois. Quant à l'immigration portugaise, déjà férue de football au pays d'origine, elle a dû faire le détour difficile par un championnat propre pour s'intégrer ensuite pleinement au monde sportif et dans la société luxembourgeoise. L'étude de joueurs originaires d'ex-Yougoslavie et d'autres joueurs étrangers engagés par des clubs luxembourgeois complète le tableau.

Le livre de 260 pages richement illustrées est disponible en librairie au prix de 25 euros ou peut être commandé en ligne sur www.land.lu, par téléphone 485757-32, courriel land@land.lu ou fax 496309.





Joël Seiller fait essayer son opulente perruque à Elisabet Johannesdottir, ce mardi lors des répétitions pour *Rumpelstilzchen* au Grand Théâtre. Dans cette adaptation luxembourgeoise par Ian De Toffoli du conte médiéval germanique, rendu célèbre au début du XIX^e siècle par les frères Grimm, Elisabet Johannesdottir incarne la fille du meunier, que le roi veut bien épouser si elle est effectivement capable de transformer de la paille en or en la filant, comme le prétend son père. Seul un petit luttin, Rumpelstilzchen (Tracassin en français), la sauvera de cette pression du roi, mais demande une lourde rançon pour ses services. Myriam Muller met en scène ce texte qui donne une nouvelle interprétation au conte, et elle le fait sur la grande scène du Grand Théâtre (rare privilège pour un créateur autochtone). Les Théâtres de la Ville veulent ainsi faire revivre la tradition des contes en luxembourgeois, qui y remonte aux années 1960 (première le 15 décembre). jh

Art contemporain



Perpetuum mobile

L'artiste et illustratrice Stina Fisch (photos prises dans son atelier : sb) sera la huitième intervenante dans la *Cecil's Box* du Cercle-Cité, cette vitrine accessible 24 heures sur 24 et sept jours sur sept rue du Curé, où sont régulièrement mis à l'honneur des créateurs luxembourgeois via des commandes originales. *Today-tomorrow* sera une sorte de perpetuum mobile, un disque qui tourne sans cesse sur son axe et sur lequel se balance un des personnages dessinés par Stina Fisch. Depuis onze ans, Stina Fisch développe son bestiaire imaginaire, peuplé de figures tantôt ludiques, tantôt mystérieuses, voire même inquiétantes. Avec son installation à la *Cecil's Box*, elle tente d'infiltrer l'imagination des passants en créant une présence visuelle forte. Le vernissage aura lieu mercredi prochain, 13 décembre, à 11h30 rue du Curé (installation visible jusqu'au 18 mars 2018 ; cerccite.lu). jh

Théâtre



L'annulation...

...d'un spectacle est toujours douloureuse. C'est pourtant ce que doit faire le Théâtre d'Esch pour *Szenen einer Ehe*, la mise en scène de Charles Muller de la pièce d'Ingmar Bergmann (voir *d'Land* 48/17) pour cause d'une blessure de l'acteur principal, Daniel Bucher. Toutes les représentations sont annulées. jh



Ensemble, c'est mieux

La collaboration des Théâtres de la Ville et des Rotondes pour le mini-festival de spectacles pour enfants, *Chrëschtdeeg am Theater*, est devenue une belle tradition. Cette année, le festival s'étendra sur quatre jours, entre Noël et Nouvel An grosso modo (du 27 au 30 décembre) et comprendra un atelier musical (complet) et des spectacles pour enfants à partir de trois ans, et ce dans toutes les langues, y compris l'anglais. Du théâtre d'objets de *Down Tiger Down* en passant par le mime de *Kruizelaar*, le cirque et la jonglerie de *Boomer XYZ* de la nouvelle compagnie luxembourgeoise Majo jusqu'à l'opéra avec la *Flûte enchantée*, tous les styles sont représentés. Recommandation spéciale pour *Goldmädchen*, du Traffik Theater de Dan Tanson (photo : Peter Fischli/Lucerne Festival ; programme : rotondes.lu). jh



Art contemporain



Crossover

Ce mercredi 6 décembre, les Rotondes ont publié les nom des quatre finalistes du Luxembourg Encouragement for Artists Prize (Leap), doté de 12 500 euros (financé par Allen & Overy) et qui est en train de devenir un peu le Turner Prize ou le Prix Duchamp local. Car il permet au grand public de se faire une idée du travail des artistes sélectionnés durant une exposition qui aura lieu au printemps aux Rotondes. Les artistes retenus par le jury international sur dossier sont tous nés dans les années 1980 et ont des pratiques on ne peut plus différentes : Laurianne Bixhain est photographe, le travail de la Française Marianne Mispelère se situe entre dessin et performance (photo du haut, lors de la *Triennale des jeunes artistes*, TPC), Yann Annicchiarico vient de la scène alternative et se situe entre sculpture et installation (photo du bas : *The Project*, TPC), alors que Filip Markiewicz combine tous les modes d'expression, dessin, film, théâtre et musique. Le gagnant sera annoncé lors du vernissage le 22 mars 2018. jh

Luxemburgensia



Du partage

C'est un peu notre fable du corbeau et du renard à nous : le petit poème *Déi Pissinger an d'Kueben* de Marcel Reuland (1905-1956) raconte une histoire similaire du partage impossible, à l'exemple d'un jeune garçon qui trouve un nid de corbeaux, le décroche et cherche ensuite des arguments pour ne pas partager les oiseaux avec ses amis. L'association sans but lucratif Kultureck de Reckange-sur-Mess vient de publier un petit livre illustré sur cette fable, mis en page par Carole Stolz et illustré par Mik Muhlen. Le charme de sa publication est la modernité de son esthétique, loin des niaiseries habituelles des livres illustrés. Agrémentée de textes sur la vie et l'œuvre de Reuland par François Thill, la brochure de 36 pages peut être commandée en virant 25 euros sur le compte de l'asbl (LU77 0019 3955 9763 6000 ; BCEELULL). jh



Addendum

Il n'y aura pas de catalogue sur le travail de Mike Bourscheid à la biennale de Venise (voir *d'Land* 47/17), la production et le transport des œuvres ayant dévoré tout le budget, nous informe Kevin Muhlen, le directeur du Casino Luxembourg. jh

Luxemburgensia



La vie comme elle va

Raymond Reuter, photographe et éditeur de *100 Lëtzebuurger ronderëm d'Welt* (Luxnews, 2003) et de portraits de la famille grand-ducale, révèle toute l'étendue de son talent avec *Gens du Luxembourg*, un somptueux album de 200 pages publié en autoédition et présenté ce mercredi, qui se consacre aux gens qui peuplent le grand-duché. Avec une sérigraphie de Moritz Ney en couverture et des textes de Claude Frisoni pour accompagner les photos réalisées en argentique et en noir et blanc (textes traduits en luxembourgeois et en anglais par Jemp Thilges), Raymond Reuter a sélectionné de nombreuses photos de gens normaux, de scènes de rue et de ce que ses cadets appellent *street photography* pour dresser un autre portrait du Luxembourg, loin du bling-bling et des célébrités. Et le résultat est souvent touchant, parfois rigolo, toujours un brin nostalgique. Reuter s'inscrit ainsi dans la lignée des Norbert Ketter, Théo Mey et autres Pol Aschman (ISBN 978-2-9599932-3-7 ; 55 euros ; raymondreuter.com). jh

Conférence



Histoire d'une émancipation

« De mon enfance je n'ai aucun souvenir heureux », est la première phrase du roman *En finir avec Eddy Bellegueule*, paru en 2014 au Seuil, lorsque son auteur n'a que 22 ans. « Eddy Bellegueule », c'était le vrai nom de ce garçon efféminé, soumis à la violence de son milieu social, le monde ouvrier du Nord de la France, en Picardie. Le livre raconte le rejet de son milieu, les injures, les coups et les humiliations qu'il a dû subir parce qu'il était si peu viril, si peu comme les autres. C'est le théâtre, qu'il pratique dès le collège, un texte de Lagarde, *Juste la fin du monde*, puis la rencontre avec le philosophe Didier Eribon qui le motiveront à s'émanciper. « J'ai été sauvé par les crachats », dit-il dans une interview au *Monde*, des crachats qui le forcèrent de partir. Il change d'abord son prénom en Édouard, puis son patronyme en Louis, monte à Paris, assume son homosexualité, s'inspire du *Retour à Reims* (2009) de Didier Eribon et commence à écrire. Aujourd'hui ami d'Eribon, mais aussi proche du philosophe et sociologue Geoffroy de Lagasnerie, Édouard Louis est parmi les auteurs les plus intéressants de sa génération en France. Il sera l'invité de l'Institut Pierre Werner mardi prochain, 12 décembre à 19 heures au Neimënster, pour une lecture avec débat (animation : Gisèle Sapiro ; photo : Heike Huslage Koch ; entrée : 10 euros). jh



Art contemporain

Melancholia

josée hansen

Scraatch ! On risque de s’effrayer lorsque pour la première fois, sans raison apparente, le lourd rideau gris au fond de la grande salle au premier étage du Casino Luxembourg – Forum d’art contemporain, se ferme énergiquement. Quelques mètres plus loin, dans la petite salle adjacente, de grands diagrammes, méticuleusement dessinés au crayon et à la main, indiquent quand ce *Behind the curtain* s’ouvre et se ferme, par un simple trait horizontal. Lorsqu’il s’ouvre, le rideau dévoile *Electric eclipse*, un bas-relief en résine colorée dont certains éléments se mettent en mouvement de manière tout aussi impromptue. Cette installation termine avec beaucoup d’humour une réflexion sur nos rêves de modernité déçue que Martine Feipel et Jean Bechameil ont commencée plus sérieusement à l’autre extrémité de la salle.

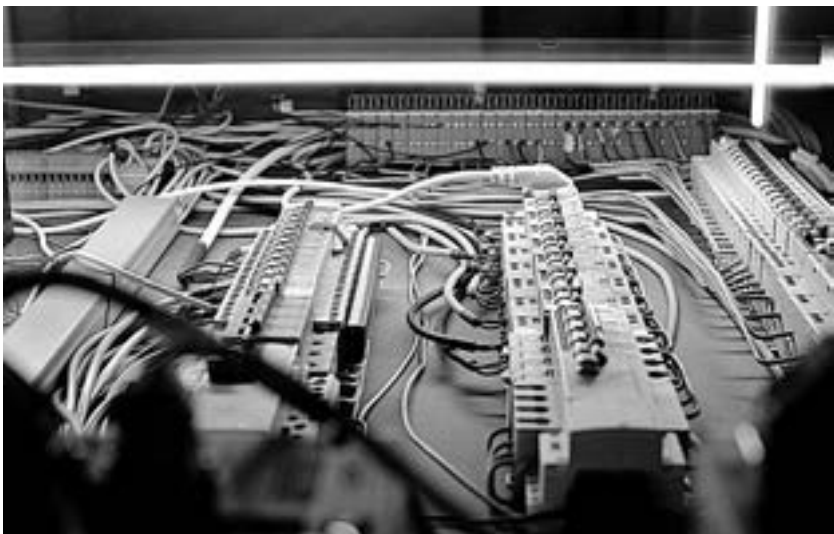
Ou disons : ils l’y ont entamée avec plus de mélancolie. Une sculpture éclairée sur son socle y est décapitée. Grâce au bérêt qu’elle tient dans la main gauche, grâce aussi à la légère inclinaison du corps qui laisse deviner un bras droit érigé vers le ciel dans un mouvement appelant à la révolution du peuple, on reconnaît immédiatement Vladimir Ilitch Oulianov (dit Lénine), le père de la révolution russe dont on célèbre cette année le centenaire. Comme une relique d’une idéologie révolue – la sculpture est creuse, la tête et un bras manquent –, comme un souvenir d’une statuariae communiste qu’on déboulonne un peu partout, cette figure pourtant vit encore, son cœur violet tourne de manière saccadée à rythme irrégulier. Avec leur exposition *Theatre of disorder*, actuellement au Casino Luxembourg, Martine Feipel et Jean Bechameil pleurent les idéaux du siècle passé. Mais ils le font avec un œil qui rit, toujours un sourire moqueur aux lèvres.

L’exposition est le plus grand projet personnel depuis *Le Cercle fermé* en 2011 à la biennale de Venise du duo d’artistes qui vit et travaille désormais à Bruxelles. Pour le Casino, ils ont produit une douzaine de nouvelles œuvres, qui développent leurs recherches des dernières années sur les ruines du monde moderne : la réflexion sur le rêve des architectures communautaires (*Un monde parfait*, 2013), celle sur la fin de l’industrie lourde (*Ballet of destruction* à Belval en 2016) et celle sur les objets qui ont forgé nos cultures populaires à la fin du XX^e siècle et qui sont tombés en désuétude suite à l’évolution des technologies (les transistors, les téléviseurs à tubes cathodiques, les platines à cassettes installés devant l’École européenne à Mamer ou vus chez Zidoun & Bossuyt et chez Valérie Bach à Bruxelles et dont de nouveaux exemplaires sont exposés au Casino) La pièce centrale de ce parcours qu’ils ont conçu comme une chorégraphie est la *Contra construction unit*, une installation, elle aussi cinétique, qui se base sur un dessin de Le Corbusier, sculpture architecturale ou architecture sculpturale dont tous les éléments bougent, tournent, se meuvent l’un par rapport à l’autre. On peut s’asseoir devant et se laisser surprendre par le spectacle.

Toute l’installation est programmée et dirigée par une énorme table de contrôle, *Logic control table*, installée à l’entrée du premier étage, à la beauté fulgurante par sa précision et son aspect un peu bricolé. Les artistes ont appris exprès le vocabulaire de programmation Ladder, qui gère beaucoup d’installations techniques qui contrôlent nos vies urbaines (flux du trafic, feux rouges, etc). Mais s’ils veulent faire réfléchir sur la domotique, la robotique ou l’informatique, toutes ces –tiques qui prennent peu à peu le contrôle de la vie publique sans qu’on sache ni comment ni pourquoi, ils le font dans une approche artisanale. Loin de l’esthétique hyper-aseptisée de beaucoup d’installations traitant des nouvelles technologies futuristes ou de l’intelligence artificielle, ils ne cachent pas leurs origines, qui sont au XX^e siècle. Leur futurisme est rétro, leur référence Jacques Tati, et

leur grand amour reste la sculpture et le fait-main. C’est pour cela que le Casino Luxembourg semble baigner dans une sorte de nostalgie, qui est persistante dans le travail de Feipel & Bechameil depuis des années. Leur installation est une des meilleures expositions d’art contemporain au Luxembourg de ces dernières années, à ne pas rater.

L’exposition *Theatre of disorder* de Martine Feipel & Jean Bechameil dure encore jusqu’au 7 janvier 2018 au Casino Luxembourg – Forum d’art contemporain ; rencontre avec les artistes le 14 décembre à 19 heures ; la publication d’un catalogue est prévue pour le début de l’année 2018 ; www.casino-luxembourg.lu/fr/Expositions/Theatre-of-Disorder



Le Lénine de *Mechanics of the absent revolution* est creux ; La *Contra construction unit* centrale ; la *Logic control table* qui contrôle toute l’installation

Théâtre

Macaigne fait tout péter



Edy et Marie Curry, l’indien et la *superwoman*

Le bâtiment du Théâtre des Amandiers à Nanterre a le charme d’une époque, les années 1970, où la place était le cadet des soucis de ces villes nouvelles dans la grande ceinture de Paris. Avec quelques guirlandes d’ampoules et un beau néon rouge, le théâtre attire les spectateurs qui semblent perdus dans le froid et le gigantisme des avenues et des buildings, dont les rez-de-chaussées réservés au commerce sont désertés depuis longtemps. Dès qu’on ouvre la porte du bâtiment, une musique assourdissante – extraits de standards pop et d’hymnes nationaux – accueille le spectateur, des graffitis partout, pas de doute, la rage de Vincent Macaigne est arrivée. Le metteur en scène, acteur et cinéaste, nouveau phénomène du jeune théâtre français (il est né en 1978) est un des invités du *Festival d’automne* cette année : trois de récents spectacles sont présentés dans le programme durant ce mois de décembre, *Je suis un pays*, *Voilà ce que jamais je ne te dirai* et *En manque*.

À Paris, Vincent Macaigne fait débouler son énergie et son grand guignol pour une leçon de vie dans *Je suis un pays*

Déjà, lorsque des collaborateurs du festival distribuent des bouillons d’oreille et avertissent que « ce sera vraiment, vraiment fort », on se dit que les récits dans la presse quant à l’excès de Vincent Macaigne, lors de ses précédents spectacles comme *L’idiot* ou *Au moins j’aurais laissé un beau cadavre*, n’étaient pas exagérés. 18h30 : alors que le public attend devant la porte de la grande salle, un bruit de déflagration, quelques personnes surexcitées viennent avertir le public qu’une catastrophe a eu lieu et que le seul endroit protégé est la salle de spectacle dans laquelle tout le monde devrait se réfugier. Pourtant, à l’intérieur, le boucan est tout aussi terrorisant : basses à vous faire changer de rythme cardiaque, stroboscopes, fumigènes – et des acteurs qui hurlent dans des micros à plein volume. Une partie du public, les plus âgés surtout, se bouchent les oreilles. Les plus jeunes, et ils sont nombreux, sourient à pleines dents et se mettent à danser.

Je suis un pays de Vincent Macaigne remonte à un texte de jeunesse, *Friche 22.66* et il en a toutes les caractéristiques : la rage de la jeunesse, l’impatience, l’hésitation stylistique, parfois aussi la naïveté. Sa philosophie de base : hé, vous les vieux, vous pourrissez la planète avec vos Monsanto et Nespresso, cassez-vous ! – « le monde est à nous » comme dira la petite fille de dix ans sur scène. Mais ce n’est pas tellement le contenu que la forme du travail de Macaigne qui sont complètement ébouriffants : entre dystopie et conte écologique, entre farce politique et drame familial, c’est Shakespeare pour la cruauté du pouvoir et c’est une tragédie grecque pour le côté inéluctable du sort de ses personnages. Un frère et une sœur, Edy et Marie Curry (oui oui, écrit comme le plat) sont abandonnées à l’âge enfant, six et huit ans, par leur mère, qui était femme de ménage à la Société des nations. La mère s’y était adonnée à un trafic d’organes de ses nombreux enfants pour joindre les deux bouts (même la petite Marie a été amputée d’un rein), mais lorsqu’on l’avertit par écrit que ses enfants étaient prédestinés à sauver le monde, elle les abandonne à leur grande destinée. Marie se fait violer par un ange (!) et Edy se fait arracher les yeux, rien que ça. Ainsi commence un spectacle de presque quatre heures, durant lequel « nous avons rendez-vous avec le désastre » comme le dira Edy juste avant la pause. Ou, plus tard : « Il nous faut sortir de notre élan vers le pire ».

Comme notre monde, *Je suis un pays* est un grand foutoir où Macaigne fait tout péter : il organise des élections durant une émission de télé-réalité *trash* – avec l’excellente Candice Bouchet en maîtresse de cérémonie –, des moments très disco durant lesquels le public est invité à monter sur scène et à danser sur *Gangnam style* ou *Diamonds* de Rihanna, il inonde la scène de sang et de boue, fait tomber des tas de trucs du plafond, exagère en fumigènes et en mousse, en vociférations et en violence (ah, ce « roi immortel » que tout le monde tente d’assassiner à longueur de soirée...). Après la pause, les spectateurs du deuxième spectacle, *Voilà ce que jamais je ne te dirai*, entrent emmitoufflés dans des combinaisons blanches, une lampe-torche sur le front et participent à celui-ci. Comme notre monde, cela ne fait pas forcément sens, mais l’urgence est toujours là. Le théâtre est une fête, un doigt d’honneur à une terrible réalité et une grande communion avec le public, semble nous dire Macaigne. La bonne nouvelle à la fin : Tom Leick-Burns nous confirme qu’il a acheté le spectacle, dont les Théâtres de la Ville de Luxembourg sont un des coproducteurs, pour la prochaine saison. josée hansen

Je suis un pays et *Voilà ce que jamais je ne te dirai* de Vincent Macaigne (écriture, mise en scène, conception visuelle et scénographique), jusqu’au 8 décembre au Théâtre Nanterre-Amandiers, dans le cadre du *Festival d’automne* à Paris. Le spectacle, créé en septembre au théâtre de Vidy-Lausanne, partira ensuite en tournée ; www.festival-automne.com/edition-2017/vincent-macaigne-je-suis-un-pays. Du 14 au 22 décembre sera en outre montré *En manque* de Macaigne à la Villette à Paris.

Théâtre

Raconte-moi l’amour

Fabien Rodrigues

« Je te veux plus que tu ne me veux, je t’aime plus que tu ne m’aimes », telle pourrait être la thématique sous-jacente de cette *Bibliothèque des livre vivants* présentée actuellement au Théâtre du Centaure, qui mise à nouveau et avec élégance sur l’émotion du seul(e) en scène. À l’exercice de cette incarnation littéraire, Colette Kieffer et Jérôme Varanfrain y prêtent leur voix et leur corps au texte qui a été choisi pour eux, devenant le livre lui-même et le livrant au public avec bien plus que des mots, notamment grâce à la mise en scène à pic de Frédéric Maragnani.

Car il ne s’agit jamais ici de lecture ni d’interprétation : chaque acteur se tient pendant près d’une heure sur le fil ténu qui séparent les deux, tantôt narrateur, tantôt personnage de l’histoire qui est racontée, à la limite du vécu, sous les yeux du public. La différence peut paraître subtile, mais c’est tout ce qui fait le sel de ce concept, ce qui permet de maintenir l’audience dès les premières minutes sur ce même fil ténu qui déséquilibre autant qu’il favorise le ressenti. Au cœur de cette interaction, deux textes très différents : dans un premier temps, *Il faut beaucoup aimer les hommes* de Marie Darrieussecq puis *Le portrait de Dorian Gray* d’Oscar Wilde. Deux histoires d’amour transi, à la limite du sens unique et qui se finissent forcément plus ou moins mal. Pour arriver à l’heure de récit, les livres ont été adaptés par Olivier Waibel et Frédéric Maragnani, ce dernier souhaitant offrir une « littérature orale, l’expression scénique d’un livre dont on tournerait les pages ».

Colette Kieffer entre sur scène, une scène minimaliste avec une bande centrale en damier et une simple chaise, s’installe et la magie opère... C’est comme si elle l’avait vécu avec eux, cette histoire de passion dévorante, ou plutôt avec elle, Solange, celle qui désire plus que la réciproque. Solange tombe sous le charme hollywoodien d’un bel homme noir – « c’est important » – acteur comme elle, mais bourré d’idéaux qui ne seront que des entraves à l’amour fusionnel des corps et des âmes dont elle rêve pour eux. L’attente fébrile de chaque retour de celui qui disparaît pendant des jours, l’abnégation, la peur perpétuelle de l’abandon... Le spectateur le comprend bien vite, Solange ne sera pas heureuse, ou si oui de manière fugace et seulement occasionnelle. Sans jamais devenir cette dépendante chronique, Colette Kieffer transmet cette histoire à la façon d’une proche, amenant à la fois sa propre personne dans le spectre du fictif tout en rendant presque réel le couple cinématographique qu’elle semble avoir

Cinéma

Rendez-vous avec la réalité

Qu’est-ce qui définit l’art ? L’objet en lui-même, le discours autour ou le lieu d’exposition ? Christian (Claes Bang), conservateur d’un musée d’art contemporain en Suède, se trouve en face d’Anne (Elisabeth Moss), une journaliste américaine et a du mal à répondre. Ce n’est que le début du long calvaire que l’auteur-réalisateur Ruben Östlund fera subir à son protagoniste. La case de départ de l’intrigue est *The Square*, un carré lumineux encastré dans le pavé devant le musée, constituant la pièce centrale d’une nouvelle exposition à venir. Dans un discours faussement improvisé, Christian insiste sur le caractère participatif de l’œuvre devant les amis du musée : toute personne se trouvant à l’intérieur du carré aura droit à l’aide inconditionnelle des autres, quelle que soit sa demande. Mais il est encore loin de se douter à quel point son propre altruisme et son empathie seront mis à l’épreuve dans les jours à venir.

Victime d’un pickpocket, il arrive à localiser son portable volé dans une résidence de banlieue et se lance dans une quête de vengeance ridicule. Pendant ce temps, il néglige le travail sur la campagne de communication pour l’exposition et valide une vidéo publicitaire qui fait scandale. Anne, la journaliste, qui s’attend à un comportement moins flegmatique après une nuit passée ensemble et deux petites filles déçues d’une relation précédente complètent le tableau d’une vie en train de dérailler.

The Square dénonce de manière impitoyable et précise l’individualisme et l’indifférence générale à travers le prisme de la jet-set culturelle. Par des caricatures hilarantes du haut fonctionnaire blasé par un trop plein de confort, des créatifs ultra-branchés du marketing et des mécènes plus attirés par le buffet que par les œuvres du musée, Ruben Östlund montre que l’on préfère largement discuter des injustices et des problèmes dans le monde que de les affronter.

Comme dans *Force majeure* (2014), son précédent long-métrage, une minuscule fissure dans des rapports humains construits sur des faux sentiments font tout sauter. Lauréat de la Palme d’Or au Festival de Cannes 2017 et distribué par Bac Films, dont la branche de production est basée au Luxembourg, *The Square* s’attaque à la grande et à la petite hypocrisie par quelques séquences clés remarquables, comme cette performance d’un « homme-singe » (Terry Notary) confrontant les invités d’un banquet à leur propre lâcheté d’agir ou ce moment hilarant où Christian veut empêcher à tout prix Anne de mettre son préservatif usagé à la poubelle. Avec ses cadrages très réfléchis, son jeu impressionnant avec le hors champ et son excellent acteur principal, ce long-métrage ne cesse de surprendre. S’il reste difficile à comprendre pourquoi *The Square*, qui arrive à trouver sa propre voie à tant de moments, cède parfois aux stéréotypes de mise en scène pour montrer les personnages à l’autre bout de l’échelle sociale, le film reste audacieux et incontournable. **Fränk Grotz**



Colette Kieffer et Jérôme Varanfrain seuls en scène

Au Centaure, Frédéric Maragnani souhaite offrir une « littérature orale, l’expression scénique d’un livre dont on tournerait les pages »

si bien connu. Le ton est toujours juste, le rythme effréné des phrases courtes successives se prête parfaitement au maelström émotionnel ressenti par le personnage principal, et l’intention touche à chaque mot par la sincérité de l’interprète. Colette Kieffer est comme cette chaise toute simple au milieu de la scène du Centaure : elle se suffit à elle-même, pas besoin de plus, surtout pas de moins.

Avec Dorian Gray, on est loin de l’amourette inégale d’une jeune actrice pour un amant exotique... Pour incarner ce texte fort et anthologique, Jérôme Varanfrain évolue dans une mise en scène un brin plus sophistiquée, comme pour donner écho au faste londonien dans lequel Basile et Dorian se rencontrent, une rencontre qui signe-



Bohumi Koshnyz / Centaure

ra leur fin à tous deux, par l’obsession du premier, par la dépravation égocentrique de second et avec pour toile de fond un portrait aussi surnaturel qu’il n’est tabou... Alors qu’il évolue autour puis derrière un miroir de loge entouré de bulbes lumineux, Jérôme Varanfrain choisit d’abord un ton presque monocorde qui s’accorde bien avec la nonchalance et le flegme britannique des élites dont fait partie Basile, narrateur et personnage central de son histoire. Mais au fur et à mesure que la passion emporte celui-ci, stimulée par le comportement toujours plus insupportable de l’objet de son désir stérile, la coque se brise, le vernis craque, le maquillage coule et la lecture s’emballe, à juste titre. Comme l’audience, Jérôme Varanfrain semble vivre lui-même cette déchirure, mais sans jamais la jouer. La tension est palpable, l’émotion réelle.

Les deux heures de *La bibliothèque des livres vivants* passent à une vitesse folle, avec la même frénésie que celle qui tourmente Solange et Basile mais aussi avec le confort qu’impose la relation entre interprète et public lors de cet exercice unique. Encore !

La bibliothèque des livres vivants, mise en scène de Frédéric Maragnani, avec Colette Kieffer et Jérôme Varanfrain ; une co-production du Théâtre du Centaure avec la Compagnie Travaux Publics et le Kulturhaus Niederrhein ; prochaines représentations les 8, 9, 10, 12, 13 et 14 décembre 2017 au Centaure et les 25 et 26 janvier 2018 au Kulturhaus Niederrhein ; www.theatrecentaure.lu/spectacle/bibliotheque-des-livres-vivants-1

Lecture

L’ivresse pour et par les mots

Fabien Rodrigues

S’il est une discipline littéraire régalienne à laquelle on accole difficilement un caractère festif, c’est bien la littérature... Vus tantôt comme des marginaux à l’esprit labyrinthique, tantôt comme des créatures mondaines et élitistes, les auteurs sont en effet rarement considérés comme des camarades de sortie valables, encore moins comme des organisateurs de confiance. Pourtant, depuis maintenant quatre années, c’est bien ce qu’ont réussi à créer Isabelle Junck et Jeff Schinker avec leur cycle de lectures *Désœuvrés*, et plus spécifiquement lors du « barathon » littéraire qui inaugure chaque saison.

Le principe est simple et commence toujours au même endroit, à l’instar de cette aventure : au bar Rocas, rue des Bains, face à la piscine. À l’époque, son manager David y organise déjà des lectures germanophones au premier étage – notamment avec Francis Kirps et Claudine Muno – et propose à Jeff de se joindre à lui pour créer un pendant francophone. Ce dernier y voit une possibilité d’offrir quelque chose de nouveau et se motive assez rapidement : « J’avais participé à la série *Work in progress* au Pitch Me à Paris, où des écrivains soumettaient des extraits de textes inédits afin de recueillir les commentaires du public. Je me suis dit que c’était ce genre de lectures que je voulais : en interaction avec le public, avec des textes inaboutis, ouvertes à tout le monde, écrivains confirmés et jeunes curieux ». Il sollicite alors Isabelle Junck avec qui il avait déjà collaboré sur un projet culturel à Vianden, qui accepte de se joindre à l’initiative... La première saison de *Désœuvrés* est née.

Dès les premières sessions, sans grand effort de publicité, le public est au rendez-vous et la pe-

tite salle de spectacle du Rocas se remplit vite, « sachant qu’avoir un public de 25 ou trente personnes sur un événement tel que celui-ci à Luxembourg, c’est déjà pas mal du tout ! ». Isabelle et Jeff s’amuse avec la réputation festive du lieu, autant qu’avec le coté brouillon, décomplexé et un peu « do it yourself » du projet. C’est d’ailleurs de là que vient ce titre : *Désœuvrés* ; comme pour faire un pied-de-nez à toutes et tous ceux qui pensent que l’écriture arrive quand on n’a plus rien d’autre à faire, « quand on le fait par désœuvrement, faute de mieux ».

Aujourd’hui, le public est toujours au rendez-vous, quatre ans plus tard, et chaque début de saison donne l’occasion d’observer une étrange procession : celui d’un groupe d’amoureux des mots, éclectique au possible, arpenter le centre-ville pour se rendre à la prochaine lecture, dans le prochain bar. Au Rocas, toujours point de rassemblement initial, le premier texte inédit est lu et donne un indice sur le suivant, et ainsi de suite. La semaine dernière, c’est Anne Marie Reuter, éditrice au sein de la maison d’édition anglophone luxembourgeoise Black Fountain Press, qui a eu le plaisir non dissimulé d’ouvrir ce bal nomade avec un texte tragi-comique en anglais dépeignant les turpitudes d’un groupe d’amateurs de vin lors d’une dégustation qui réservera beaucoup de mauvaises surprises... Puis c’est au Konrad que le très jeune Julien Jeusette déclame son hilarant *Le steak était juteux*, scène de boulevard burlesque à la terrasse d’un restaurant où la présence d’une chenille dans une assiette de roquette va prendre une tournure dramatique digne d’un Sophocle de Bastogne : « Dans l’attente de son plat, censé réapparaître avec une roquette moins fraîche (ils ne la changeraient pas, pariais-je secrètement), elle avait sorti

Quatrième saison des *Désœuvrés*, joyeux cortège de gais lurons qui aiment les bons mots autant que le bon vin...

son *smartphone* afin de noter le restaurant, une étoile sur cinq, une chenille, honteux, serveur désagréable, puis de twitter : « Roquette au lépidoptère, gastronomie hybride Chez Bernard ». Frais, contemporain, drôle. Le groupe enchaîne avec le texte en allemand *Fährnis* d’Eric Meiers avant de se rendre à l’Oekosoph pour la lecture finale, celle du texte de Jeff Schinker, quadrilingue anglais-français-allemand-luxembourgeois comme très souvent et sophistiqué comme toujours.

C’est d’ailleurs un peu comme un challenge : si tu comprends le texte de Schinker après trois autres textes multilingues, deux bières, trois pinots gris, deux kilomètres dans le froid et deux passages par le *Chrëschtmaart*, c’est que tu n’es pas venu pour rien, que tu mérites ta place dans ce joyeux cortège de gais lurons qui aiment les bons mots autant que le bon vin...

Photographie

Feu d’artifices

Marianne Brausch

L'actuelle exposition au centre d'art Nei Liicht à Dudelange s'appelle *Photographies*. Mais elle pourrait aussi bien s'appeler *Roger Wagner and friends*, puisque sont également invités Andrés Lejona, Silvio Galassi et Sven Erik Klein autour d'un thème qu'on pourrait qualifier de vues sur le passage du temps et l'artifice.

Roger Wagner présente sa série de photos *Tso* (zoo en luxembourgeois) et on pense bien sûr à notre époque et à l'évolution des mentalités par rapport aux animaux privés de liberté, sans que Wagner ne dise cela. Pour lui, cette « beauté stoïque des animaux, mis en scène dans un univers de représentation conçu suivant les vues de l'homme » en dit plus sur nous-mêmes que sur les bêtes. Foin de lion tournant en rond en effet, ou de singes faisant la grimace.

À l'exception d'un serpent sur la première photographie qui accueille le visiteur – qu'on n'aimerait pour notre part, pas rencontrer en liberté –, les animaux photographiés sont petits, oiseaux, tortue à peine décelable. Seul un paresseux se balançant devant un mur de ciment et un petit singe qui – est-ce le hasard de la rencontre du photographe avec l'instinct précis où l'animal s'est suspendu et étiré de cette façon – rappelle un Christ en croix, provoquent le malaise face à l'enfermement.

Les photographies de Wagner (sous verre acrylique), s'intéressent plutôt au décor, à ce qui est faux, dans

Quatre photographes s'essayaient au thème recherché du travail opéré par le temps à Dudelange

Musique classique

Un Gustave peut en cacher un autre

José Voss

Nouveau prince de Luxembourg, Gustavo Gimeno a choisi d'inscrire son mandat dans l'histoire de la formation philharmonique grand-ducale en dirigeant des partitions grandioses, telles que, au cours de la saison écoulée, le *Requiem* de Verdi. L'entame de la troisième saison mitonnée par le chef attitré de l'OPL confirme les hautes ambitions que l'Espagnol nourrit pour l'orchestre-maison. Vendredi dernier, à la Philharmonie, on l'a vu ainsi mener ses troupes, accompagnées par un chœur et des solistes vocaux aussi recherchés que le Netherlands Radio Choir ou Miah Persson (soprano) et Anna Larsson (mezzo), à l'assaut de

l'énorme et poignante *Symphonie n° 2 dite « Résurrection »* de Gustav Mahler.

De Palestrina à Messiaen, les compositeurs ont été inspirés par le sentiment religieux. Aussi Mahler ne déroge-t-il pas à la règle. « Ressusciter ! Oui, tu ressusciteras, ma poussière, après un court repos ! ». Et le compositeur d'ajouter au texte de Klopstock : « Je mourrai pour vivre ! » Frère spirituel de Freud et de Kafka, le Juif de Bohême est prêt, pour conquérir Vienne l'antisémite, à se convertir – ô surprise ! – au christianisme et à croire en la résurrection de l'âme et une vie dans l'au-delà.



Gustavo Gimeno et l'OPL dans Mahler

roche sur le caillou, etc., Lejona, en cinq photographies en noir et blanc attire notre attention sur l'identité unique de chaque être et chaque chose, menacée aujourd'hui par les techniques de reconnaissance biométrique et les dégradations de l'environnement.

Les ruines ayant leur charme, on essaiera de regarder avec un mélange de plaisir et de frayeur les vues de bunker, barbelés et autres barrières défensives lentement recouverts par la nature et rongés par le temps de Silvio Galassi. Mais tel n'est pas le cas pour cette série *Virun 73 Joër*, du fait de l'ajout de photographies d'identités de soldats. La volonté mémorielle nuit ici selon nous à l'esthétique vénéneuse.

Est-ce à dire qu'on ne peut pas, comme photographe, voir certains sujets autrement que sous la forme du reportage ? La question est posée... Sven Erik Klein, dernier invité de Roger Wagner, s'essaye à la photographie d'architecture et thématise ces maisons abandonnées, murées, avant même d'être terminées. C'est bien vu.

L'exposition *Photographies* de Silvio Galassi, Sven Erik Klein, Andrés Lejona et Roger Wagner, est encore à voir au centre d'art Nei Liicht, rue Dominique Lang à Dudelange, jusqu'au 15 décembre ; ouvert du mardi au dimanche de 15 à 19 heures ; www.centredart-dudelange.lu

À la barre de l'OPL, Gustavo Gimeno signe une ébouriffante Résurrection

Dès l'entame, le titulaire de l'OPL fait valoir ses options : plus dramatique que méditative, plus dynamique que contemplative, ce qui oblige à prendre des risques, notamment dans les périlleuses transitions de l'*Allegro maestoso* initial. Progressivement, l'interprétation prend son envol pour atteindre sa vitesse de croisière. On saura gré à Gustavo Gimeno de respecter le souhait du compositeur en ménageant une pause avant le tableau idyllique que brosse l'*Andante*, un souriant *Ländler*, tout ce qu'il y a de plus viennois : nous aussi avons besoin de souffler.

Puis, après un très réussi *Scherzo* en forme de fantomatique perpetuum mobile, de ronde diabolique et ironique à la fois, s'élève, sans interruption, à la faveur d'un contraste saisissant, la voix d'Anna Larsson dans un lumineux *Urlicht*, sommet émotionnel de l'œuvre, ultime et bouleversant aveu de la créature qui préfigure la théurgie apocalyptique du *Jugement Dernier*, avec la salutaire ascension de l'âme vers le Ciel jusqu'à l'inoubliable accord conclusif en ré (comme résurrection). Enfin, au cinquième et dernier mouvement, quand la soprano, le mezzo et le formidable chœur unissent leurs voix souples et pourtant rigoureuses à l'orchestre, les gorges sont nouées.

Si l'OPL ne se montre pas avaro de couleurs, il ne peut masquer l'une ou l'autre approximation, ce

dont néanmoins il n'y a pas de quoi s'émouvoir, tant ces menues anicroches sont largement rachetées par l'engagement on ne peut plus généreux du maestro qui se démène, dans ce marathon musical, avec l'énergie d'un démiurge pour « tenir » en une entité globale homogène des forces instrumentales et vocales colossales, dont le gigantisme est à la mesure de la démesure de la déréliction humaine et de l'aspiration de l'homme à l'idéal qu'exprime cette partition hors norme.

Toujours modeste, face à cette hallucinante fresque biblique, dont la difficulté et la virtuosité font qu'elle n'est pas à la portée du premier venu, toujours sobre et probe, ne jouant pas les gros bras, ne la ramenant pas, mais sacrifiant tout à la volonté du compositeur qu'il sert, Gimeno se distingue de surcroît, dans cette aventure mahlérienne exceptionnelle, par une lucidité structurelle et une mise en lumière des plans sonores aussi singulières qu'impressionnantes ainsi que par le souci constant de marquer les oppositions rythmiques et mélodiques. Voilà une *Résurrection* animée d'un souffle si intense et exaltant que l'on ne s'étonnera pas qu'il parvienne à réveiller les morts ! D'ailleurs, aux moments des saluts, le regard admiratif que portaient les musiciens sur leur chef attitré en dit plus que tous les commentaires et même la *standing ovation* du public philharmonique.

Dans la formidable acoustique de la grande salle philharmonique, on a rarement entendu plus émouvante *Deuxième* de Mahler. Cette *Résurrection*, assurément l'un des temps forts sinon le point d'orgue de la saison en cours, est non seulement emblématique des ambitions de Gimeno, mais révélatrice des qualités insignes et des progrès spectaculaires qu'a réalisés la phalange dont il a pris les rênes il y a deux ans.

Cinémasteak

Noël Rouge

Octobre est une commande du comité central du parti communiste d'Union Soviétique à Sergueï Eisenstein pour le dixième anniversaire de la révolution russe. Inspiré du récit du célèbre journaliste américain et militant communiste, John Reed, *Dix jours qui ébranlèrent le monde*, le film est une mise en scène flamboyante de la Révolution d'Octobre. Sa première présentation publique eut lieu à Leningrad le 20 janvier 1928. Sa longueur de 2 800 mètres (1h45) est celle proposée par la Cinémathèque de la Ville de Luxembourg ce dimanche à 20h30, avec un accompagnement en direct au piano par Pierre Boesplflug.

Le film de Sergueï Eisenstein est une mise en scène flamboyante de la Révolution d'Octobre

Octobre peut être considéré comme une super-production politique et historique. Selon Eisenstein lui-même, « une armée de cent mille hommes » se trouvait « devant les caméras ». « Les prises de vue ont duré six mois » et « 49 000 mètres de pellicule » ont été imprimés. Son collaborateur Grigori Alexandrov précisera : « Pour les scènes de masse (la fusillade sur la perspective Nevsky, la prise du Palais d'Hiver, etc.) nous avons pu disposer d'une énorme figuration. Jusqu'à 110 000 ouvriers et soldats à la fois. Pour l'assaut, l'armée leur a distribué des armes. La scène se passait de nuit. Nous avions besoin de très forts projecteurs, et il y avait en 1927 trop peu de courant électrique à Leningrad. On plongeait dans l'obscurité presque tous les quartiers de la ville pendant plusieurs nuits afin que nous puissions éclairer notre film (...). Beaucoup des hommes qui figurèrent dans notre film avaient pris à l'époque le Palais d'Hiver. Certains avaient « répété » cet événement en 1920 et les années suivantes pour les « pantomimes de masse » mises en scène à Petrograd et qui ne furent pas sans influence sur *Octobre* ».



Plus de 100 000 figurants participèrent au film

Politique, ingénieux et spectaculaire, le film d'Eisenstein regorge de métaphores audiovisuelles. Le réalisateur ne prêche que par le « montage intellectuel », un procédé qui vise moins la description d'une action réaliste que la création d'une ciné-langue marxiste. La juxtaposition de deux plans radicalement différents et étrangers au récit, devant faire surgir auprès de la conscience du spectateur, l'idée recherchée. Kerenksi a beau graver les marches du Palais, il revient toujours à la même place. Son association avec une série de flashes symboliques – Bonaparte, une statue de Bouddha, un dragon, une madone, un christ, le général Kornilov – est une invitation à rejeter l'orientation contre-révolutionnaire de deux « Napoléon » : Kerenksi et Kornilov.

Rétrospectivement, le cinéma expérimental d'Eisenstein nous paraît bien « ingénu ». À l'époque, il perturbait aussi bien les regards des spectateurs les plus humbles que ceux des apparatchiks rétifs à toute innovation formelle. Bien que moins valorisé et célébré par les cinéphiles du monde entier que *Le Cuirassé Potemkine*, *Octobre* reste cependant l'expression visuelle la plus achevée du souffle et de l'espérance communistes soulevés par la Révolution de 1917. Fabrice Montebello

Octobre de Sergueï M. Eisenstein (URSS, 1927, intertitres russes stf, 105'), sera projeté à la Cinémathèque, place du Théâtre, dimanche 10 décembre 2017 à 20h30.

Arts plastiques

Faire tapisserie



Get lifted de Noel Anderson : chaussures de sports et les jambes élancées

Il n'est pas si fréquent de voir un homme s'emparer de la tapisserie comme mode d'expression. C'est d'autant plus troublant que Noel Anderson l'utilise dans un registre où on ne l'attend pas. Les tapisseries, réservées aux maisons nobles, étaient un moyen d'expression et de décoration de la haute culture européenne du Moyen Âge. On y chantait l'amour courtois des baladins ou on y glorifiait des reines de légende. Or ici, dans la deuxième exposition personnelle de Noel

Le mal-être afro-américain s'exprime là où on ne l'attend pas : sur des tapisseries que l'on associe habituellement à la chanson de geste

Anderson à la galerie Zidoun-Bossuyt, l'artiste utilise les symboles d'une discipline sportive, le basket, certes, une « chanson de geste » de notre époque. Aux murs de la galerie donc, au Grund, voici les chaussures de sports et les jambes élancées des champions. Mais les tonalités sont sombres, violet et bleuté, ou orangées comme le feu.

Noel Anderson, né à Louisville en 1981 et qui travaille à New York, montre de manière allusive, en utilisant les symboles d'un sport qui soulève l'enthousiasme de salles entières, la face sombre des relations entre communauté blanche et noire. Il n'illustre pas directement des faits divers qui ont impliqué récemment aux États-Unis des policiers blancs à la gâchette meurtrière contre des jeunes afro-américains. Mais en s'emparant de la tapisserie, il nous fait remonter dans le temps et nous souvenir que le malaise et la violence sont persistants, comme une toile ancienne qui traverse les époques. Avec les paires de chaussures lacérées, les jambes distordues, nous spectateurs sommes renvoyés comme des voyeurs, à l'époque où des blancs lynchaient les noirs, les pendaient haut et

court et où flambaient les feux menaçants du Ku Klux Klan. Les clichés que Noel Andersen a glanés sur Internet sont retravaillés à l'ordinateur, puis filés d'après cartons sur des métiers à tisser et l'artiste intervient à nouveau pour tirer des fils, abîmer la précieuse tapisserie Jacquard et avec elle l'image, lui surimprimer des taches de peinture, dans lesquelles il trace des mots : « mob », « lift », « dunk », qui sont scandés comme la complainte du chant gospel.

Autre invité de la galerie Zidoun-Bossuyt, Duron Jackson trace la conscience noire avec son corps à même la toile. Expression certes de beauté enviée, d'aisance à danser, de puissance sexuelle supposée mais aussi de corps torturé. Une chorégraphie belle comme la danse et violente comme l'humiliation. Marianne Brausch

Get lifted de Noel Anderson et *Said to unspoken* de Duron Jackson, à la galerie Zidoun-Bossuyt, jusqu'au 6 janvier 2018. 6, rue Saint-Ulrich, à Luxembourg-Grund ; ouvert du mardi au vendredi de 10 à 18 heures, le samedi de 11 à 18 heures ; www.zidoun-bossuyt.com

Ministère du Développement durable et des Infrastructures
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : ouverte
Type de marché : Travaux

Ouverture le 12.01.2018 à 10.00 heures

Lieu d'ouverture :
Administration des bâtiments publics
10, rue du Saint-Esprit
L-1475 Luxembourg

Intitulé :
Contrat de supervision, conduite, maintenance et travaux de réparation des installations techniques dans l'intérêt du Centre pénitentiaire de Luxembourg à Schrassig

Description :
Travaux de maintenance et de réparations des installations techniques (chauffage, ventilation, sanitaire et électrique). Le site est composé de 21 bâtiments ainsi que des murs d'enceinte, tour, portails, portes, etc.

Les travaux se composent principalement du contrôle et de l'entretien :

- réseaux d'eau froide et chaude ;
- centrales, appareils et stations de réseaux de distribution ;
- installations de l'éclairage de sécurité et de l'éclairage extérieur ;

clôtures et portails coulissants. Réparation des installations techniques ainsi qu'extension des installations existantes. Suivi de la maintenance et des travaux de réparations à l'aide d'un logiciel fourni en langue allemande (gestion de maintenance assistée par ordinateur). Le début des travaux est prévu pour le 1^{er} semestre 2018. La durée des travaux est limitée à 3 ans.

Conditions de participation :
Conditions d'obtention du dossier de soumission :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu). Il ne sera procédé à aucun envoi de bordereau. a remise électronique est autorisée.

Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour le contrat de supervision, conduite, maintenance et travaux de réparation des installations techniques dans l'intérêt du Centre pénitentiaire de Luxembourg à Schrassig » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission.

Date de publication de l'avis 1701752 sur www.marches-publics.lu :
07.12.2017

Fonds du Logement

Avis de marché

Procédure : ouverte
Type de marché : Travaux

Ouverture le 06.02.2018 à 10.00 heures

Description :
9700 / Cité Syrdall – Soumission pour les travaux de désamiantage et démolition

Conditions d'obtention du dossier de soumission :
Le cahier spécial des charges peut être retiré via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour... » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur

les marchés publics avant la date et heure fixées pour l'ouverture.

La version intégrale de l'avis n° 1701777 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère du Développement durable et des Infrastructures
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 16.01.2018
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Administration des bâtiments publics
10, rue du Saint-Esprit
L-1475 Luxembourg

Section II : Objet du marché

Description succincte du marché :
Travaux de revêtement de sol à exécuter dans l'intérêt de la Bibliothèque nationale à Luxembourg-Kirchberg

- Revêtement en linoléum : +/- 4 050 m²
- Revêtement en tapis plain : +/- 6 850 m²

Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires. Début des travaux : 1^{er} semestre 2018
Durée des travaux : 60 jours ouvrables

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu). Il ne sera procédé à aucun envoi de bordereau. La remise électronique est autorisée pour cette soumission.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour les travaux de revêtement de sol dans l'intérêt de la Bibliothèque nationale à Luxembourg-Kirchberg » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
04.12.2017

La version intégrale de l'avis n° 1701757 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Institut National des Langues

**Examens et Tests
Sessions en février 2018
Français, Luxembourgeois, Allemand, Anglais**

Examens/Tests	Dates des épreuves	Dates limite d'inscription	Tarifs	Inscription auprès
DELFDALF Niveau B1 Niveau B2 Niveau C1	Écrit : 02.02.2018 Oral : 08 ou 09.02.2018	15.12.2017	85 euros 95 euros 105 euros	de l'Institut national des langues www.inll.lu
TCF (Test de Connaissance du Français) Modules obligatoires Expression écrite Expression orale	Écrit : 06.02.2018 Oral : 06.02.2018	05.01.18	65 euros 45 euros 45 euros	
Ministère de l'Éducation nationale Luxembourg Lëtzebuergesch als Friemsprooch (LaF) Zertifikat A2 Éischten Diplom B1	Écrit : 03.02.18 Oral : 07 au 09.02.18	15.12.17	60 euros 75 euros	
TestDaF Institut Test Deutsch als Fremdsprache (TestDaF)	Écrit : 20.02.2018 Oral : 20.02.2018	23.01.18 (sous réserve de places disponibles)	195 euros	du TestDaF Institut www.testdaf.de
British Council International English Language Testing System (Academic)	Écrit : 03.02.2018 Oral : 03.02.2018	15.01.2018 (sous réserve de places disponibles)	230 euros	du British Council www.britishcouncil.be

Toute personne intéressée peut s'inscrire aux examens et tests de l'INL sans conditions préalables.

Renseignements :
INL – 15, rue Léon Hengen – L-1745 Luxembourg
Tél. : +352 26 44 30-361 et -388 • exam@inll.lu • www.inll.lu

d'Lëtzebuurger Land

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983

Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C. B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. **Gérant, rédacteur en chef** Romain Hilgert (48 57 57-22; rhilgert@land.lu), **Rédaction** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu), Josée Hansen (48 57 57-26; jhansen@land.lu), Ines Kurschat (48 57 57-28; ikurschat@land.lu), Michèle Sinner (48 57 57-20; msinner@land.lu), Bernard Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu) **Photos** Sven Becker (sbecker@land.lu) **Administration** Zoubida Belgacem (48 57 57-32; zbelgacem@land.lu) **Mise-en-page** Pierre Greiveldinger **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Publicité** Maison Moderne Media Sales 10, rue des Gaulois Luxembourg; boîte postale 728, L-2017 Luxembourg (27 17 27 27-32 ; francis.gasparotto@maisonmoderne.lu) ; **Impression offset** Imprimerie Saint-Paul **Prix par numéro** 4,00 € **Abonnement annuel** 140,00 € **Abonnement étudiant/e** 75,00 € **Comptes en banque** CCPLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000, BILLULL : IBAN LU29 0027 1003 6990 0000, BGLULL : IBAN LU32 0030 0431 7039 0000, BCEELL : IBAN LU30 0019 1000 2939 1000, CELLULL : IBAN LU71 0141 7162 5000 0000, BLUXULL : IBAN LU59 0080 0484 9600 1003

Kino

Es waren Nazis!

Anina Valle Thiele

Die Aufnahmen der selbstverliebten, blassen Beate Zschäpe sind jedem, der den langwierigen NSU-Prozess verfolgt hat, in Erinnerung geblieben. Kokett inszeniert sich die Angeklagte und schweigt. Über die Familiengeschichten der Opfer weiß man wenig. Für den deutsch-türkischen Regisseur Fatih Akin Grund genug, sie in den Mittelpunkt seines Films zu stellen. Der aus seiner Sicht erniedrigende Umgang mit den Opfern der rechtsextremen Terrorgruppe bei den Prozessen und die schiere Blindheit des deutschen Rechtsstaats angesichts der rechtsradikalen Anschläge war für Akin denn auch der Auslöser *Aus dem Nichts* zu drehen.

Sein furioser Thriller erinnert an seinen ersten großen Leinwunderfolg *Gegen die Wand* (2004). Überwiegend in Hamburg gedreht, stellt Akin in seinem neuen Drama mit Diane Kruger eine Frau in den Mittelpunkt, die an dem Schmerz, ihre Familie bei einem Anschlag verloren zu haben, fast zerbricht und den Weg der Selbstjustiz geht. Das ist spannend inszeniert, wenngleich von der Handlung her etwas absehbar. Vor allem Diane Kruger, die bei den Filmfestspielen in Cannes 2017 für ihre Rolle als „beste Darstellerin“ ausgezeichnet wurde, überzeugt. Der Blick ruht auf ihr als Katja Sekerci, wie sie sich von ihrem Mann und ihrem niedlichen fünfjährigen Sohn Rocco verabschiedet, bevor die Nagelbombe in dem Übersetzungsbüro Nuri Sekercis explodieren wird. Der Tathergang erinnert unverkennbar an den Anschlag vom 9. Juni 2004 in der Keupstraße in Köln, wo die Mitglieder des Nationalsozialistischen Untergrunds, Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt, eine Nagelbombe vor einem türkischen Frisörsalon zündeten. Erst eine DNA-Probe wird in Akins Spielfilm Gewissheit schaffen. Man folgt Kruger, wie sie sich mit Drogen betäubt und in der Wohnung der Verstorbenen fast verrückt wird: in starken, kontrastreichen Bildern gefilmt. Wie bei den realen ersten Anschlägen des Nationalsozialistischen Untergrunds tappt die Polizei lange im Dunkeln. Wegen der Dealer-Vergangenheit ihres Mannes, den sie einst kennengelernt hatte, als sie Haschisch bei ihm besorgte, mutmaßen Polizei und Justiz, der Kurde Sekerci sei in einen Bandenkrieg verwickelt. Die tief sitzenden rassistische Vorurteile der Beamten weiß Akin nuanciert zu vermitteln. Nur Katja und ihrem smarten Anwalt Danilo Fava (Denis Moschitto) ist schnell klar, dass es Nazis gewesen sein müssen, die Nuri Sekerci und ihren Sohn umge-



Diane Kruger als Katja Sekerci und Numan Acar als ihr Mann Nuri

Fatih Akins spannender Thriller *Aus dem Nichts* bricht das Schweigen über die Morde des Nationalsozialistischen Untergrunds

bracht haben. Die Justiz hingegen ist auf dem rechten Auge blind.

Was als spannender Thriller beginnt, erschöpft sich im zweiten Teil in einem zähen Gerichtsprozess, der leider etwas zu stark auf Stereotype setzt. Der Anwalt der Angeklagten ist ein mieser Typ wie aus dem Bilderbuch, dem kein Argument zu schade ist, um Katja Sekerci zu diskreditieren. Eindrucksvoll ist hier vor allem der Kurzauftritt

Ulrich Tukurs als Vater des Angeklagten, der um das rechtsextreme Weltbild seines Sohnes („Mein Sohn verehrt Adolf Hitler“) weiß und der Hinterbliebenen sein Beileid ausspricht. Die von Akin inszenierte Gerichtsverhandlung erinnert in ihrer Emotionalität, den polarisierten Aussagen und der gesamten Inszenierung mehr an Hollywood als an die tatsächlichen NSU-Prozesse. Einen wirklich dokumentarischen Anspruch verfolgt sein fiktiver Thriller jedoch gar nicht. Wie in vielen Fatih-Akin-Filmen endet das Drama am Meer. In Griechenland wird Katja Sekerci nach dem Pärchen suchen, das ihre Familie auf dem Gewissen hat, und die Gerechtigkeit schaffen, die ihr der deutsche Rechtsstaat verweigert hat.

Aus dem Nichts ist ein spannender Thriller, der außerhalb Deutschlands vor allem deshalb Erfolg haben dürfte, weil er das Schweigen über die Morde des Nationalsozialistischen Untergrunds bricht. Der Regisseur nimmt eine eindeutige Haltung ein, und das tut gut. Selbst wenn sich die drei Teile des Films nicht ganz ineinander fügen wollen, so schafft es Diane Kruger doch, die Ver zweiflung einer Frau zu transportieren, deren Familie allein deshalb Opfer eines Anschlags wurden, weil sie in den Augen des Nationalsozialistischen Untergrunds Ausländer waren.

Theatre in London

Reasons to be cheerful

Janine Goedert

First of all, there is a fantastic new venue. The Bridge Theatre has 900 seats and stands in the bowels of a luxury apartment block, right next to Tower Bridge and the Mayor's office. It is the first commercial theatre to open in central London since the 1930s, the brainchild of Nicholas Hytner and Nick Starr, who wanted to start something completely new after turning the National Theatre into such a powerhouse of creativity.

In interviews they say that they want to give audiences a good time, but also challenge them. There is more of the former with the curtain-raiser, a comedy entitled *Young Marx*, which was written by Richard Bean and Clive Coleman. Hytner himself directs.

Strangely enough, though for most people, Karl Marx has long become the bearded headstone in Highgate Cemetery, this year he suddenly appears as a restless young man



The Bridge Theatre, a fantastic new venue

Young Marx is speeding events up and presents history as farce

on both film and stage. While Raoul Peck's *Le jeune Karl Marx* has a documentary feel to it, *Young Marx*, with the splendid Rory Kinnear in the title role, is speeding events up and presents history as farce. Marx is not only penniless and a bit of a roué; he is also suffering from writer's block. We see him trying to sell his wife's heirlooms to a pawnbroker before stumbling on a pub crawl through the streets of Victorian Soho.

Both his wife Jenny von Westphalen (Nancy Carroll) and Friedrich Engels (Oliver Chris), his best friend and private sponsor, are often at the end of their tether and forced to pick up the pieces. Most of the time *Young Marx* is an exuberant romp spiked with slapstick humour and music-hall routines, yet there are also moments of reflection around the role of money and working conditions in the Manchester mills. And then there are lots of contemporary clins d'œil, all confirmed by the recent revelations around the ominous "Paradise Papers".

On a completely different wavelength there is Heisenberg: *The Uncertainty Principle*, a new play by Simon Stephens. Marianne Elliott directs Anne-Marie Duff and Kenneth Cranham in this two-hander about a chance encounter amidst the bustle of St Pancras Station.

The title, though, is slightly misleading. If you expect a cool science play, you are bound to be disappointed as there are no cutting-edge ideas from particle science here. When a forty-two-year-old American starts flirting with a rather grumpy 75-year-old Islington butcher, an unlikely connection turns into an affair. That is really what the play is about. Her volatility contrasts with his stillness; and soon she manages to drag him out of his reserve, at least momentarily. The beautiful cuboid set complements the acting, which is spot-on throughout. Oh, and some of the lines are really, really funny!

Zeitgenössischer Tanz

Taumelnder Tanz in den Wolken

Der Blick fällt auf eine luftig-weiße Landschaft, in der drei Tänzer wie zwischen Wolken feststecken. Schräge Töne untermalen die surreale Atmosphäre. Orientierungslos staksen sie umher, torkeln wie benommen durch die gigantische Plastikfolie oder brechen mitunter zusammen. Sie ringen mit sich, winden sich und zucken zusammen, werden alle drei gleichermaßen von Rückschlägen eingeholt und bewegen sich behutsam durch die weiße Plastikfolienlandschaft.

Die Produktionen der Luxemburger Choreografin Anne-Mareike Hess (2015 Preisträgerin des Lëtzebuurger Danzpräis) wurden bei zahlreichen Festivals in Europa und Kanada gezeigt. Als Tänzerin arbeitete sie mit renommierten Choreografen wie William Forsythe zusammen. In ihren Choreografien lotet sie immer wieder das menschliche Miteinander aus. *Give me a reason to feel* ist die erste Produktion, die sie im Grand Théâtre präsentiert und die den Zuschauer anzieht wie ein Strudel.

Anne-Mareike Hess' Choreografie *Give me a reason to feel* ist eine aufwühlende und mitreißende Performance

Es sind individuelle Kämpfe, die die zwei Tänzerinnen Rosalind Goldberg und Sunniva Vikør Egenes und der Tänzer David Kummer vollführen. Ein Ringen um Haltung und Selbstbestimmung zu elektronisch flackernden Wellenklängen und ein Aufbauen gegen den gesellschaftlichen Leistungsdruck. Während sie sich anfangs nur zaghaft streifen, werden sie sukzessive zueinander finden.

Wenn die drei sich an die Bühne stellen und wie verletzte Tiere ins Publikum blicken, stockt auch dem Zuschauer der Atem, denn die Tänzer stellen ihre Verletzlichkeit verblüffend zur Schau. Dann wieder taumeln sie von dannen. Am Ende werden sie sich ineinander verkeilen und doch beieinander Halt suchen. Einen Moment lang wirkt das fast wie ein kitschiges Happy-End, das jedoch jäh aufgelöst wird, wenn die Tänzer wieder auseinanderstieben und jeder für sich in dem Tüll verschwindet, eingewickelt wie in einen Watterkokon.

Hess' nur 50 Minuten währende Choreografie *Give me a reason to feel* ist eine aufwühlende und mitreißende Performance, die jeden, der sich darauf einlässt, ergreifen dürfte, nicht zuletzt, weil sie aktuelle Fragen stellt und sich wie eine Parabel auf unsere Leistungsgesellschaft lesen lässt: ein Plädoyer für Solidarität! Meist stehen die Individuen allein und werden erdrückt von den Zwängen. Unter dem Druck brechen die Tänzer zusammen und sind nur im Stande aufzustehen und auf Dauer zu bestehen, wenn jemand sie stützt und auffängt. Anina Valle Thiele

Give me a reason to feel. Konzept und Choreographie: Anne-Mareike Hess; Dramaturgie: Thomas Schupp; Musik: Marc Lohr; Szenographie & Kostüme: Mélanie Planchard; Licht-Design: Philippe Lacombe; Tänzer: Rosalind Goldberg, Sunniva Vikør Egenes, David Kummer; Produktion: Théâtre de la Ville d'Esch; Koproduktion Les Théâtres de la Ville de Luxembourg. Keine weiteren Vorstellungen in Luxemburg vorgesehen.



Rosalind Goldberg, Sunniva Vikør Egenes und David Kummer

Yet the cherry on the cake is *Network*, Ivo van Hove's staging of Sidney Lumet's 1976 film. The brilliant Bryan Cranston appears as Howard Beale, the veteran New York news anchor who unravels live on air because he is fired when his ratings fall really low. *Downton Abbey*'s Michelle Dockery stars as a TV executive from hell and Douglas Henshall appears as Max Schumacher, Beale's boss and best friend.

When Beale announces that he will commit suicide during one of his next programmes, the ratings soar spectacularly, so his bosses move beyond any considerations about voyeurism and morality. (Would our own Mr Schneider approve?) They swiftly decide to give airtime to the populist prophet Beale becomes as he rants about the system and rocks the foundations of politics as we know it.

Ideas become soundbites. Politics turns into a circus once information and entertainment blur. At one point Beale encourages viewers to open their windows or stand on their fire escapes and shout "I'm mad as hell and I'm not going take this any more." A kind of collective rage breaks out, the way it does on social networks. It changes nothing, but helps TV executives with their ratings, which is all that matters to them.

Network is as topical as could be. Just think of our embarrassing fascination with events unfolding live. The more gruesome, the better. Who has not been glued to their television set during a terrorist attack?

Young Marx, Bridge Theatre, SE1, to December 31, screened at Utopia cinema as an NT Live broadcast on December 7; *Heisenberg: The Uncertainty Principle*, Wyndham's Theatre, WC2, to January 6, 2018; *Network*, National Theatre, SE1; to March 24, 2018

STIL

Konkurrenz zum Champagner

Anina Valle Thiele

„Früher war es für Sylvester, Ostern oder den 80. der Oma, heute braucht es keinen feierlichen Anlass mehr. Da heißt es: Heute ist Mittwoch, da trinke ich mal einen Crémant!“, beschreibt Yves Sunnen den Erfolg des „kleinen“ Champagners in Luxemburg. Wer es sich gut gehen lässt, eine gewisse Zufriedenheit ausstrahlen und doch im Alltag etwas Leichtigkeit zeigen möchte, der greift

zum heimischen Schaumwein. Er ist nicht so präventiös wie der Champagner, verspricht aber weit mehr Noblesse als das deutsche „Sektchen“.

Diese Erfolgsgeschichte erlebt Winzer Yves Sunnen auch in seinem eigenen Betrieb, der Domaine Sunnen-Hoffmann. Erst 2012 begann er mit der Flaschengärung, mittlerweile geht fast die Hälfte



Corinne und Yves Sunnen



L'endroit

Lorsqu'au début des années 1990, Pierre Brahms lança le Marx dans un loft désaffecté de la rue de Hollerich, il réussit à faire de ce bar au look new-yorkais un des classiques de la nuit qui fit inlassablement revenir une foule de joyeux zozos avides d'amusement et de relations. À l'image du Bogart's avant lui, lequel connut soudain des périodes de plus en plus difficiles, changea de nom plusieurs fois jusqu'à extinction totale des feux. Le quartier de Hollerich a lui aussi perdu sa vitesse de croisière, la clientèle nocturne plutôt volubile ayant préféré retourner au centre-ville ou à Bonnevoie. Vieux loup de la nuit, Jos Zervas a quitté le Palais il y a quelques mois pour relever le défi. Avec ses associés, il a donné un sacré coup de neuf à l'ancien Marx, a laissé un espace important au tableau de mixage, se faisant plaisir en tant que deejay et annonçant ainsi la couleur de ce que le **Soho** (nom emprunté au grand complexe immobilier voisin ; photo : GD) devrait devenir : Un bar qui refait d'abord honneur à la bonne musique. Des grands noms du deejaying sont promis pour les mois à venir. Mais le lieu voudrait aussi faire revivre la formule de l'*after-work*, chère à cette belle époque où on ne songeait jamais à rentrer chez soi après le boulot. Des whiskys, gins et rhums rares sont proposés. En attendant l'été pour profiter à nouveau d'un des plus beaux jardins-terrasses de la ville. GD

L'événement

C'est devenu un rituel. Le *Marché des créateurs*, appelé pour l'occasion **Jingle Sales** (au Mudam ces samedi 9 et dimanche 10 décembre) est devenu l'incontournable événement pour les chineurs de Noël à la recherche de l'inédit, de l'exclusif et du fait main. Si toutefois l'offre connaît aussi son côté répétitif, il y a de quoi à chaque fois y trouver de nouveaux créateurs. Il ne faudrait pour autant pas occulter d'autres événements sympas, comme ce marché de Noël alternatif su Grund, où l'on propose de petits délices alternatifs à ceux des vendeurs de saucisses grillées et hamburgers qui ont le monopole dans le haut de la ville. À tenter aussi, le marché des artisans et artistes invités à proposer leurs objets à la Fondation Valentiny de Remerschen ce 9 décembre. Deux bonnes douzaines de noms figurent sur l'affiche, dont une partie de nouveaux venus. Et finalement, en face de la gare de Dommeldange, le nouveau Rooftop, Chalet & Beach Bar, avec intérieur boisé en hiver qui se transformera en terrasse à ciel ouvert dès que le soleil va se pointer, pourra aussi nous surprendre. À part qu'on y retrouvera Fabrice Eschrich, créateur du légendaire Conquest, un marché de Noël y aura lieu les 9 et 10 décembre qui promet même une vente de vêtements de célébrités. À découvrir. GD



L'endroit

Chiche ! On n'aurait pu trouver meilleur nom pour ce nouveau restau pop up de la Place de Hollerich. Primo, parce qu'il va nous offrir ces délicieuses boulettes de pois chiches aux épices orientales servies dans une pita avec une sauce au yaourt et des légumes frais, et qui font le bonheur du touriste parisien dans la rue des Rosiers. Secundo, le concept de Chiche fait de son nom un défi d'intégration sociale qui dépasse celui de son voisin Syriously, lequel visait surtout l'intégration d'une famille syrienne dans la vie locale. Cela s'est fait avec succès, et comme l'ancien restau chinois d'à côté s'est libéré, Pitt Pirotte, Marianne Donven et Frédérique Buck, initiateurs du Syriously, ont eu envie de pousser le bouchon plus loin. Avec Chadi, qui va gérer le restau, ils ont trouvé quelqu'un qui se considère comme réel citoyen du monde et se sent chez lui où son cœur le porte. Ayant dans son passé travaillé comme boucher, traiteur et cuisinier, Chadi est devenu un modèle d'intégration pour le futur personnel. Celui-ci sera composé de citoyens dans le besoin, qui visent le retour à une intégration complète, quelle que soit leur origine nationale. À ne pas oublier la nouvelle venue dans le groupe des initiateurs, Isabelle Dickes, qui signe une *déco vintage sixties* originale, dans un local aux grandes vitres et papiers assortis (photo : Matic Zorman). Ça ouvre ce week-end et nous lui souhaitons full house pour les mois à venir (Facebook : @Chiche Luxembourg). GD

der Trauben seiner knapp zehn Hektar Anbaufläche in die Produktion von Crémant. Und der ist nicht nur ausgesprochen elegant, feinfruchtig und gut strukturiert, sondern auch aus biologischem Anbau. Sunnen sagt, gerade weil er auf „bio“ umgestellt habe, seien Qualität und Charakter seiner Weine deutlich gestiegen. „Mit dem konventionellen Stil sind wir an unsere Grenzen gestoßen. Wir mussten immer mehr Dünger und Spritzmittel verwenden, und doch gab es Krankheiten, die immer wieder gekommen sind. Ein Kreislauf, der uns nicht mehr zufriedengestellt hat.“ Oft schienen ihm seine Weine ein wenig zu uniform, auch, wenn sie aus verschiedenen Lagen stammten. „Unsere Herausforderung war, im Einklang mit der Natur mehr zu schaffen, das Terroir und seine Charakteristiken in den Vordergrund zu stellen. Wenn Sie heute unsere drei Rieslinge Remerschen Hiischebiere, Wintrange Hommelsbiere und Wintrange Felsbiere Vieilles Vignes nebeneinander verkosten, dann sind dies zwar drei Rieslinge, aber ganz verschiedene Weine“, schwärmt Yves Sunnen.

Der Winzer von der Mosel war einer der ersten Luxemburger, die auf „bio“ umgestellt haben. Sehr viele sind ihm und seinen wenigen Mitstreitern trotz Biobooms unter Frankreichs Winzern hierzulande noch nicht gefolgt; in diesem Jahr hat nur ein weiterer Betrieb die Umstellung gewagt. Yves Sunnen macht hierfür auch die Grundeinstellung verantwortlich – und die teils schwierigen letzten Jahrgänge mit geringen Erträgen: „Teilweise hatten wir ein Minus von 30 bis 40 Prozent. Das sind keine Jahre, wo Winzer sich sagen, jetzt wird experimentiert. Ich denke, das ist ‚Angst vor der Courage‘. Es tut sich etwas, aber es geht noch immer langsam voran. Es ist auch in der luxemburgischen Mentalität verankert, eher den sicheren Weg zu wählen.“ Und es gebe zwar mehr und mehr Quereinsteiger, aber die meisten würden noch immer den Familienbetrieb übernehmen.

Einfach ist es natürlich auch für den Biowinzer von der Mosel nicht. 2016 gab es Probleme mit falschem Mehltau, dafür kam er dieses Jahr erstmals ohne die Zugabe von Kupfer aus. „Es gab viel Trockenheit – für die alten Rebstöcke ist das nicht dramatisch. Zudem ist es ein immenser Vorteil bei den Pflanzenschutzmitteln. Ende August mit dem Regen hatten wir Fäulnis. Da mussten wir bei der Lese sehr schnell und selektiv sein.“ Als

Winzer merke er den Klimawandel deutlich, die extremen Wetterereignisse nähmen zu.

Er selbst ist ein stiller, sorgfältiger Macher, der auf dem Boden geblieben ist. Trotz seines Studiums in Geisenheim, der renommierten Hochschule für Önologen, strahlt er kein Bisschen vom zuweilen anzutreffenden Wein-Snobismus aus. In dem kleinen Verkostungsraum in seinem Betrieb hängen historische Schwarz-Weiß-Fotos seines Großvaters, der Betrieb existiert in der fünften Generation. Yves Sunnen und seine Schwester arbeiten hier heute mit insgesamt sieben Mitarbeitern zusammen. „Man wächst mit dem Weinbau auf und es geht mit einem gewissen Stolz einher“, sagt Yves Sunnen mit hochgekremelten Ärmeln.

In seinen Crémants sucht er wie bei den Weinen Finesse und Eleganz. Sie zeigen eine leichte Fruchtigkeit, unterstützt von Restsüßen bei circa acht bis elf Gramm und werden im Stahltank ausgebaut. Staubtrocken wie ein Champagner ohne Dosage sind sie nicht, was wohl auch eher dem Luxemburger Geschmack entspricht. „Allerdings ist er nicht ganz so fruchtbetont wie ein Pinot Gris. Er soll eher den Betriebscharakter widerspiegeln und keine Champagner-Kopie sein!“, meint Yves Sunnen.

Die Domaine bietet drei Crémants: Die klassische Cuvée „L & F“, die hauptsächlich aus Riesling, Auxerrois, Pinot Blanc und Chardonnay besteht. Ein Rosé aus Pinot Noir, Pinot Blanc und Auxerrois. Die Spitze bildet die reifere „Cuvée Prestige“, die nicht jedes Jahr gefüllt wird. Bei ihr lagern Chardonnay, Pinot Blanc und Auxerrois mindestens 20 Monate auf der Hefe – während es sonst mindestens zwölf Monate sind. Der Flaschenpreis seines klassischen Bio-Crémants liegt bei 13,80 Euro und ist damit deutlich preisgünstiger als Champagner.

Werbung benötigt Sunnen-Hoffmann nicht, bei seinen Crémants herrschen eher Lieferengpässe, und Supermärkte können – mit Ausnahme der Naturata Bio-Märkte – mangels Menge gar nicht beliefert werden. Sunnens Schaumweine machen also einen feinen Unterschied und sind gar nicht für jeden Mittwoch. Feierliche Anlässe wie die Weihnachtsfeiertage oder der 80. Geburtstag der Oma stehen ja ohnehin vor der Tür.